



No. 1.

1900.

An meine socialistischen Kritiker.

Vorwort zur französischen Ausgabe des Buches: Die Voraussetzungen des Socialismus.

Von

Eduard Bernstein.

(London.)

In einem an J. B. von Schweitzer gerichteten Briefe über Prouchon sagt Karl Marx von dessen Buche: Qu'est-ce que la propriété', dass es kaum verdiene, in einer wissenschaftlichen Geschichte der Nationalökonomie Erwähnung zu finden. „Doch,“ fügt er hinzu, „spielen ähnliche sensationelle Schriften ebensowohl in der Wissenschaft, wie in der Romaniitteratur eine Rolle.“

Wenn der Verfasser des vorliegenden Buches den Leser eines versichern kann, so ist es dies, dass er es nicht geschrieben hat, um Sensation zu erregen. Nur auf die Bitte, ja man kann sagen, auf das Drängen meiner politischen Freunde hin habe ich mich entschlossen, die in einigen Revueartikeln veröffentlichten Gedanken, welche auf ganz unvorhergesehene Weise die Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen begonnen hatten, in einem Buche zusammenzufassen.

Nicht ohne anfängliches ernstes Widerstreben bin ich an die Arbeit herangetreten. Ich hielt es in der That für sehr schwierig, den Eindruck, den die verstreuten Artikel gemacht hatten, nicht noch zu verstärken. Eine Zusammenfassung kritischer Betrachtungen muss notgedrungen viel mehr noch als Angriff gegen die Gesamtheit einer Theorie erscheinen, als diese Bemerkungen an sich. Und ich hatte nichts zu widerrufen. Im Gegentheil, — der Liste meiner schon veröffentlichten Ketzereien musste ich noch einige andere, noch nicht veröffentlichte, hinzufügen.

Alle meine Bemühungen, die mir schon zugewiesene Rolle zu vermeiden, sind vergeblich geblieben. Das Buch machte Aufsehen. Es hat ganze Schwärme von Zeitungs- und Revueartikeln nach sich gezogen, Bücher und Pamphlete zur Folge gehabt. Gegner wie Anhänger des Marxismus waren von neuem über seinen Charakter der Lehre gegenüber einig; für sie war es ein Zerstörungswerk. Allein während die einen von der wirkenden Kraft dieses kritischen Zerstörungswerkes sprachen, versicherten die anderen, dass es vollständig missglückt sei. Daher compro-

mittierendes Lob auf der einen und bittere Angriffe auf der anderen Seite. Es muss indessen anerkannt werden, dass eine gute Anzahl von Leuten in beiden Lagern sich ein ruhigeres Urtheil bewahrt und mein Buch für das genommen haben, was es in Wirklichkeit ist: für einen Versuch der Revision, der Sichtung und Klärung.

Es handelte sich für mich nicht darum, der sogenannten marxistischen Lehre eine andere Lehre oder sociologische Theorie gegenüberzustellen. Es handelt sich auch nicht um eine Widerlegung des Marxismus. In dieser Hinsicht bin ich vielmehr der Meinung, dass Professor W. Sombart, der allgemein als einer der geistreichsten Sociologen des heutigen Deutschlands gilt, das entscheidende Wort gesprochen hat, als er schrieb, dass der Fortschritt der socialen Wissenschaft nicht in der Widerlegung, sondern in der Aufnahme und Entwicklung der Consequenzen des wissenschaftlichen Werkes von Marx zu finden ist, dass aber dieser Fortschritt nicht durchgeführt werden kann, wenn nicht vorerst die kritische Inventur der Theorie vorgenommen wird. So äusserte sich Sombart im Jahre 1895, und die Ereignisse haben bewiesen, dass er recht hatte.

Aber nirgends zeigt man sich weniger bereit, diese Inventurarbeit — ich sage nicht zu unternehmen, sondern auch nur zuzulassen, als bei einem grossen Teil derer, die speciell die marxistische Schule bilden, und das erklärt sich aus zwei Gründen.

Der eine ist wesentlich sentimentaler Art. Es hat für die Schüler eines Denkers immer etwas Peinliches, sein Werk zu kritisieren, und das umso mehr, als eine solche Kritik sehr leicht den Verdacht persönlicher Anmassung hervorruft.

Der andere Grund ist der, dass man unter dem Ausdrücke Marxismus nicht allein eine wissenschaftliche Theorie, sondern auch noch eine politische Lehre versteht. Es ist darum ganz natürlich, dass diejenigen, welche die beiden als absolut miteinander verknüpft ansehen und fest an der politischen Lehre halten, jede Kritik der wissenschaftlichen Theorie, und gehe sie auch nur auf einen Teil, für einen politischen Angriff, für einen Act der Feindseligkeit gegen diejenige Classe betrachten, die von der politischen Lehre des Marxismus als massgebender Factor hochgehalten wird, nämlich das Proletariat.

Es ist indessen klar, dass bei einer solchen Auffassung die Theorie schliesslich ihren wissenschaftlichen Charakter verlieren und zu einem sectirischen Glaubensbekenntnisse werden muss, das seinerseits im gegebenen Moment für die Entwicklung der politischen Idee verhängnisvoll werden, d. h. sich seiner Anpassung an die veränderten wirtschaftlichen und politischen Bedingungen widersetzen kann. Auf diese Weise wird die Theorie schliesslich unfruchtbar gemacht. Und — ich muss es schon sagen — gerade dieser Geist der Unfruchtbarkeit ist es, welcher in der mir von meinen marxistischen Gesinnungsgenossen entgegengehaltenen Kritik überwiegt. Während Marx und Engels lebhaft die Idee von einer definitiven Wahrheit bekämpften (siehe z. B. den Anti-Dühring), haben jene Kritiker sogar ganz untergeordnete Bestandteile der marxistischen Theorie wie ewig-heilige Dogmen behandelt, an die man nicht rühren darf, ohne den ganzen Bau zu erschüttern. Hatte sie der ein wenig lärmende Beifall, mit dem die Gegner des Socialismus

meine Kritik begrüsst haben, bestürzt gemacht? War es die Furcht, dass die Arbeiter durch meine Darlegungen entmutigt oder stutzig gemacht werden würden? — Die Gruppe oder die Gemeinde derjenigen, welche die Theorie in ihren Grundlagen selbst bedroht glaubten, nahm die Haltung einer echten orthodoxen Kirche an.

Die Kritik und die Angriffe von dieser Seite werden widergespiegelt oder vereinigen sich in den Artikeln, die K. Kautsky mir im Vorwärts und in der Neuen Zeit entgegengestellt und in einem Buche gesammelt und vervollständigt hat.¹⁾

Dieses Buch ist von allen denen, die mich von marxistischer Seite aus bekämpfen, mit Beifall begrüsst worden und bildet die theoretische Grundlage der sechsstündigen Rede, die Bebel auf dem Parteitage zu Hannover gegen mein Buch gehalten hat. Es ist deshalb die Kritik dieses Buches gleichzeitig die Kritik von fast allem, was mir von jener Seite vorgeworfen wird.

Nun, schon der Titel des Kautskyschen Buches ist für die Tendenz seiner Kritik charakteristisch Bernstein und das socialdemokratische Programm. Das hier in Frage kommende socialdemokratische Programm ist das Erfurter Programm, welches zum grössten Teile von Kautsky verfasst worden ist, und bei dem der Verfasser dieser Zeilen, wie er gestehen muss, ein wenig den Geburtshelfer gemacht hat. Ich trage also einen Teil der Verantwortlichkeit mit. Das Programm zerfällt in zwei Teile: der eine enthält die theoretischen Gedanken und die Principien und Ziele der Partei, der andere die nächsten Forderungen. In Bezug auf die ersten fünf oder sechs Absätze des theoretischen Theiles bin ich beschuldigt (und habe ich auch zugegeben), jetzt Abtrünniger zu sein. Sie machen den abstractesten (am meisten verallgemeinernden) Teil des Programms aus.

Aber nicht gegen die abstracte Form lehne ich mich auf. Die Einleitungssätze des Minimum-Programms der französischen Arbeiterpartei sind noch viel abstracter²⁾, aber sie sind meiner Ansicht nach den in Frage stehenden Paragraphen des Erfurter Programms von allen Gesichtspunkten aus überlegen. Sie beschränken sich darauf, die allgemeinen Tendenzen der modernen Industrie, die allmähliche Beseitigung der individuellen Form durch die Collectivform zu kennzeichnen und mit grosser Vorsicht in möglichst knappen Worten das allgemeine Ziel der Partei und die für die Erreichung des Ziels notwendigen ökonomischen Bedingungen darzulegen.

Die theoretischen Sätze des Erfurter Programms sind ziemlich weitläufig gehalten. Sie bilden nicht mehr eine vorsichtig gehaltene Darlegung von Thatsachen und Tendenzen, sondern eine dramatische Schilderung von Resultaten. Die Sprache ist beinahe pathetisch: eine Anklageschrift voller Leben, ein Appell an das Gemüt, an die Leidenschaft. Ein ausgezeichnetes Stück für die Agitation, wo die Uebertreibung durch die Notwendigkeit gerechtfertigt ist, die trägen Geister aufzurütteln. Aber es bleibt nicht mehr bei den Thatsachen, es ist nicht mehr Wissenschaft.

¹⁾ Karl Kautsky: Bernstein und das socialdemokratische Programm. Stuttgart 1899; Verlag von J. H. W. Dietz Nachf.

²⁾ Es sei hier darauf hingewiesen, dass dieselben von Marx herrühren.

Ein Beispiel:

Während die Einleitungssätze des französischen Programms einfach darlegen, dass durch die Entwicklung der capitalistischen Gesellschaft selbst die Form des Privateigentums an den Produktionsmitteln mehr und mehr eliminiert wird, und mehr und mehr die materiellen und intellectuellen Bedingungen für die gesellschaftliche Besitzform sich bilden, erklärt das Erfurter Programm, dass diese Entwicklung notgedrungen zu dem Untergange der Kleinindustrie führen muss, dass alle Vorteile dieser Umgestaltung von den Capitalisten und den Grossgrundbesitzern in Beschlag genommen werden, und dass dies für das Proletariat und die im Verschwinden begriffenen mittleren Schichten — Kleinbürger und Bauern — eine Verschärfung der „Unsicherheit“ ihrer Existenz, des Elends, des Druckes, der Knechtschaft, der Entartung und der Ausbeutung bedeutet.

Niemand wird leugnen, dass dies alles zum grossen Teile wahr ist, und jedenfalls muss zugegeben werden, dass die capitalistische Ordnung nach dieser Richtung hin wirkt. Aber wenn sie auch diese Tendenz hat, so entsprechen ihr doch nicht alle Thatsachen in der heutigen Gesellschaft. Weder die Kleinbürger, noch die Bauern sind im Verschwinden begriffen.

Auch lässt sich nicht behaupten, dass Elend, Knechtschaft und Verfall in den vorgeschrittenen Ländern thatsächlich zunehmen. Denn die sociale Gegenaction gegen die verderblichen Tendenzen des capitalistischen Systems hat schon eingesetzt und hindert die Verwirklichung seiner äussersten Folgen. Das kann man zugeben, ohne auch nur im geringsten die socialistische Idee in Frage zu stellen. Für mich wenigstens ist die Rechtfertigung und Verwirklichung des Socialismus nicht durch die äusserste Verwirklichung dieser Tendenzen bedingt. Es giebt andere Kräfte — ökonomischer und ideologischer Art — die nach der Richtung des Socialismus hintreiben. Wie ich dies in meinem Buche ausgesprochen habe, hängt meiner Ansicht nach der Sieg des Socialismus nicht von seiner immanenten ökonomischen Notwendigkeit ab. Ich sehe weder die Möglichkeit noch die Notwendigkeit ein, ihm eine rein materialistische Grundlage zu geben.

Alles dies steht nach Kautskys Ansicht in offenem Widerspruche mit den erwähnten Paragraphen des Erfurter Programms, und er bemüht sich, dies in seinem Buche zu beweisen.

Einerseits bestreitet er meine Interpretation des Programms und andererseits meine Interpretation der wirtschaftlichen Thatsachen, als unrichtig.

Was den ersten Beweis betrifft, so kann er nur geringes Interesse für den französischen Leser haben. Er dreht sich um den Sinn der Begriffe materiell, materialistisch, immanente Notwendigkeit u. s. w. Die Discussion hat bis dahin nur eins bewiesen; dass Kautsky diese Begriffe anders auffasst, wie ich.

So beruft er sich auf Seite 155 seines Buches auf einen Paragraphen des Erfurter Programms, wo die Notwendigkeit des Socialismus aus den Bedürfnissen der Arbeiterklasse hergeleitet wird, und sagt: Da sieht man, „was es mit Bernsteins Bemängelung der ökonomischen Notwendigkeit auf sich hat“. Aber wenn man mein Buch vergleicht, so wird man finden, dass meine Opposition sich nur gegen den Gedanken richtet, den

Socialismus ausschliesslich auf seine objective historische Notwendigkeit begründen zu wollen.

Das Verlangen nach Verbesserung der Lage einer besonderen Gruppe der Gesellschaft ist niemals etwas Objectives. Man könnte vielleicht sagen, dass es überhaupt nicht zulässig sei, bei der Erklärung ökonomischer Umwandlungen das Wort objectiv zu gebrauchen, weil die-selben niemals ohne die Vermittelung menschlicher Thatkraft vor sich gehen. Aber wenn man einmal zwischen objectiven und subjectiven Kräften unterscheidet, so muss man sich auch an das charakteristische Kennzeichen dieser Unterscheidung halten.

Dieses Kennzeichen nun finden wir in der bewussten, gewollten, beabsichtigten Seite des menschlichen Handelns. Das allgemeine Nahrungsbedürfnis ist eine objective Macht, aber der Wunsch nach einer Veränderung der Nahrung ist ein subjectiver Factor. Was über die laufenden Lebensgewohnheiten hinaus für die Verwirklichung einer Idee oder eines vorgefassten Ziels notwendig ist, ist nicht objectiv notwendig, ist nicht auf objective Notwendigkeit begründet.

Wo der menschliche Wille die Richtung nicht anzeigt — wie beispielsweise in der Concurrenz — kann man wohl von einer objectiven Kraft reden. Aber wo derselbe das bestimmte Element bildet, haben wir subjective Kräfte vor uns. Dies trifft von den Bedürfnissen der Arbeiterclassen zu, von denen der in Frage stehende Paragraph des Erfurter Programms spricht.

Man kann die Frage auch so formulieren: Wo es sich um collectiv gewollte Ziele handelt, liegen in den historischen oder socialen Bewegungen subjective Kräfte vor. Aber wo es sich um sociale Ergebnisse handelt, die nur das unbeabsichtigte Product der Handlungen von Individuen oder selbst von Gemeinschaften sind, haben wir objective Kräfte vor uns. In der wirtschaftlichen Concurrenz hat jedes Individuum vorgefasste Ziele vor Augen, aber das allgemeine Resultat ist immer verschieden von dem, was die betreffenden Individuen gewollt haben. Hier ist also das Wort objectiv gerechtfertigt.³⁾

Man begreift aber, dass es bei solcher Unterscheidung — und ich sehe keine andere, wenn die Begriffe objectiv und subjectiv hier einen bestimmten Sinn haben sollen — unmöglich ist, den Socialismus auf eine rein objective Notwendigkeit zu begründen. Ist der Socialismus eine objectiv historische Notwendigkeit, so sind die Anstrengungen der social-

³⁾ Dass diese Auseinandersetzung nicht überflüssig ist, geht deutlich aus einigen Stellen der Bebel'schen Rede hervor, wo objective Notwendigkeit und Notwendigkeit im Hinblick auf vorgefasste Ziele wiederholt mit einander verwechselt werden. So wirft mir Bebel vor, dass ich reactionärer sei als der bürgerliche Professor Sombart, der sich in einem zu Breslau gehaltenen Vortrage gegen die künstliche Erhaltung der kleinen Handelsbetriebe ausgesprochen habe. Doch wird man in meinem Buche nicht eine einzige Zeile finden, wo ich eine solche künstliche Erhaltung empfehle. Ich sage nur, was Sombart auch bestätigt, dass diese Betriebe nicht auf automatische Weise, durch objective ökonomische Notwendigkeit verschwinden.

Ein anderer Irrtum, der sich übrigens auch bei Kautsky findet, ist der, dass Bebel das, was ich von der factischen Verteilung des socialen Mehrproducts constatirt habe, mit einer Verteidigung der Verteilung des Ertrags der Gesamtproduction verwechselt. Wenigstens dreiviertel der Bebel'schen Rede beruhen auf ähnlichen Irrthümern.

listischen Parteien das Ueberflüssigste, was man sich denken kann, eine wahrhafte Kraftvergeudung. Aber wer kann diese objective Notwendigkeit beweisen? Niemand!

Es versteht sich von selbst, dass der menschliche Wille niemals etwas rein Individuelles oder Objectives ist, sondern dass er von vielen physiologischen, historischen oder socialen Bedingungen abhängt. Der Einfluss der Umwelt ist von allen vernünftig denkenden Menschen anerkannt. Die Umwelt, die socialen und Naturverhältnisse bilden die objective Basis des subjectiven Willens. Aber schon diese objective Basis ist nicht rein materieller Art. Moral- und Rechtsanschauungen, religiöse Bekenntnisse und wissenschaftliche Theorien spielen eine grosse Rolle dabei. Und was auch immer ihre Genealogie und ihre Beziehung zu den ökonomischen Factoren sein mögen, so sind sie doch stets ideologische Kräfte, welche ihrerseits die ökonomischen Factoren beeinflussen, und zwar häufig auf sehr energische Weise und mit wichtigen Resultaten.

Dieser Einfluss der ideologischen Momente wird in den ersten Schriften von Marx und Engels verkannt; wenigstens wird er nicht klar genug definiert. Engels giebt dies in seinem Briefe von 1890 selbst zu. Ich habe dies constatirt und hinzugefügt, dass jeder, der heute den historischen Materialismus von Marx und Engels anwenden will, sich an die gereifte und ausgearbeitete Form halten muss, die ihm Engels in seinen letzten Schriften gegeben hat. In einer Polemik, die ich hier umsoweniger qualificieren möchte, als sie sich mehr auf Auslegungen und Vermutungen, als auf Anführungen leicht zu beglaubigender Stellen stützt, beschliesst Kautsky das Capitel über diesen Gegenstand mit der Erklärung, dass meine Correctur der marxistischen Lehre in einem inconsequenten Materialismus besteht!

Auf diesen Vorwurf habe ich erstens zu erwidern, dass ich in meinem Buche keine andere Correctur der marxistischen Methode entdecken kann, als wie sie von Engels selbst angezeigt worden ist, und dass ich zweitens meine ernstesten Zweifel habe, ob es in dieser unvollkommenen Welt einen consequenten Materialismus überhaupt giebt. Ich habe ihn bisher noch nicht entdecken können.

Kautsky erhebt ferner Widerspruch gegen meine Erklärung, dass in dem Masse, wie die Menschen durch die Erforschung der natürlichen und socialen Gesetze ihrer Existenz und vermittelst entsprechender Organisationen dahin gelangen, die Natur zu beherrschen und die wirtschaftliche Entwicklung; zu lenken, der Begriff der ehernen Notwendigkeit der Geschichte Einschränkungen erleidet. Diese Darlegung ist seiner Meinung nach ein sträflicher Versuch, die historische Notwendigkeit mit der Freiheit des Utopismus zu vereinen.

Zum Unglück für meinen so strengen Kritiker war es Engels selbst, der in Uebereinstimmung mit Marx in seinem Anti-Dühring die Verwirklichung des Socialismus als den „Sprung aus dem Reich der Notwendigkeit in das Reich der Freiheit“ bezeichnete. Man wird mir zugeben, dass diese Gegenüberstellung viel absoluter, als die meine, ist. Ich habe Kautsky gefragt, wie er die Verurteilung meiner These mit der Aufrechterhaltung derjenigen von Engels vereinigen will, und ich warte noch immer auf seine Antwort.

Je nachdem man den Socialismus als objective Notwendigkeit — d. h. unabhängig vom menschlichen Willen — oder als Notwendigkeit im Hinblick auf gewisse Ziele auffasst, gewinnen die Fragen der ökonomischen Concentration an Bedeutung. Das ist der Grund, weshalb die Anhänger der ersteren Auffassung mit leidenschaftlicher Aengstlichkeit darauf beharren, überall nur Concentration zu sehen und diese nur in der Form, in der sie von Marx und Engels zur Zeit der Ausarbeitung des communistischen Manifestes gesehen wurde. Daher auch die fieberhafte Polemik gegen die Ziffern, die ich zum Beweise angeführt habe, dass sich die Concentration in Industrie und Handel, wo sie eine unbestrittene Thatsache ist, noch nicht so weit vorgeschritten findet, wie es die Lehre annimmt; dass wir in der Landwirtschaft in verschiedenen Ländern sogar einen Process der Decentralisation wahrnehmen, und dass in Bezug auf die Vermögensverteilung die Wirklichkeit stark von der vorgestellten ununterbrochenen Concentration der Capitalien in den Händen einer allmählich immer weniger zahlreichen Classe von Grosscapitalisten abweicht. Was mir meine Gegner hierauf entgegenhalten, ist gänzlich unwesentlich und voller Widersprüche. Nachdem man sich in vergeblichen Anstrengungen erschöpft hat, um zu beweisen, dass jene Zahlen den Thatsachen nicht entsprechen, hat man mir schliesslich entgegeng gehalten, dass Marx selbst schon die Zunahme der Zahl der Capitalisten erkannt habe. Das ist richtig, ich habe das selbst festgestellt. Aber es handelt sich nicht um das, was Marx hier oder da gesagt hat, sondern um die auf die Idee der Verminderung der Zahl der Besizenden gegründete Theorie.

Sehr viel vernünftiger sind die Einwände, welche sich auf die zunehmende Bedeutung der Industrie gegenüber der Landwirtschaft in den modernen Staaten und auf die überwiegende Rolle beziehen, welche die Grossindustrie der Mittel- und Kleinindustrie gegenüber spielt, — Thatsachen, die ich übrigens häufig selbst festgestellt habe. Aber auch hier stossen wir auf viel Uebertreibung. Allerdings zeigt die Analyse der Productivität der grossindustriellen Unternehmungen, dass diese, wenn sie auch in Bezug auf die Anzahl der beschäftigten Personen noch die Minderheit ausmachen, doch eine relativ weit grössere Productenmasse darstellen, und nicht weniger richtig ist es, dass eine grosse Zahl kleiner und mittlerer Betriebe nur Filialen von Grossbetrieben oder capitalistischen Compagnieen sind. Richtig ist auch, was Kautsky in seinem Buche über die Agrarfrage hervorhebt, dass viele landwirtschaftliche Unternehmungen nur Dependancen von industriellen Betrieben sind. Indessen muss man sich auch hier sehr vor Uebertreibungen hüten. In vielen Fällen sind wiederum industrielle Betriebe Dependancen landwirtschaftlicher Associationen, und die Thatsache, dass die Grossindustrie eine grössere Productionsmenge vertritt, als die Mittel- oder Kleinindustrie, beweist noch nicht deren Entbehrlichkeit. Bebel hat auf dem Parteitage zu Hannover, wo er die Kautskyschen Argumente ausgespielt hat, als einen Beweis für die Scheinexistenz der Kleinindustrie darauf hingewiesen, dass der moderne Schlossermeister die Schlösser nicht selbst anfertigt, sondern sie aus der Fabrik bezieht. Das ist ein wenig übertrieben; aber selbst wenn es eine absolute Wahrheit wäre, so würde es noch nicht die sociale Entbehrlichkeit des besagten Schlossermeisters

beweisen. Seine Berufsaufgabe beschränkt sich nicht auf die Fabrikation von Schlössern; er kann als Mittelglied zwischen der grossen Fabrik und den Consumenten noch sehr wohl unentbehrlich — um nicht zu sagen „objectiv notwendig“ sein. Uebrigens habe ich selbst festgestellt, dass die Kleinindustrie sichtbar ihren Charakter verändert.

Abgesehen von der Ueberreibung der erzielten Concentration, giebt man sich noch nicht genügend Rechenschaft von dem administrativen Problem, um das es sich hier handelt. Es ist dies eine Frage, die sich nicht im voraus lösen lässt. Wir wissen nur, dass das Verwaltungsgebiet des Staates und der Communen nicht mit einem Schlage in dem Masse ausgedehnt werden kann, wie dies die Socialisierung der ganzen Production und Verteilung der Güter erforderte, und das Gleiche gilt von den Productionsgenossenschaften. Nichts ist in dieser Beziehung lehrreicher, als das Zögern — um mich nicht eines stärkeren Ausdruckes zu bedienen — der Grosseinkaufsgenossenschaft der englischen Consumvereine, die über ein fast unbeschränktes Capital und eine ungeheure Kundschaft verfügt, sobald es sich um die Uebernahme eines neuen Productionszweiges handelt.

Es ist allgemein bekannt, dass die Ursache dieses Zögerns zum grossen Teile in der wachsenden Schwierigkeit beruht, so viele Productionszweige zu leiten und zu beaufsichtigen. Und dennoch, welcher geringen Teil der nationalen Production stellt die Grosseinkaufsgenossenschaft erst dar! Im Jahre 1897 beschäftigte sie im Ganzen 5663 Arbeiter.

Andererseits, wenn der Staat oder die Communen Industrien oder öffentliche Dienste socialisieren, so machen sie ihre Entscheidungen nicht von dem Grade der Centralisation der in Frage stehenden Industrien oder Dienste abhängig, sondern von Gründen des Nutzens für das Gemeinwesen.

Kautsky erblickt in dieser Auffassungsart den Beweis meiner eklektischen Denkweise, welche Denkweise für ihn ein wahres Schreckgespenst ist. Ueberall da, wo ich es ablehne, die Fragen nur von einer Seite her anzusehen, constatiert er die verhängnisvollen Folgen dieses verwünschten Eklekticismus. So ist er denn auch aufs höchste darüber entsetzt, dass ich die englisch-österreichische Werttheorie (Jevons-Boehm) neben der von Ricardo-Marx zulasse. Zwei sich widersprechende Werttheorien gelten zu lassen und trotzdem von der Notwendigkeit zu sprechen, Einheit in die marxistische Theorie zu bringen, erscheint ihm als der Gipfel der Verworfenheit. Er sieht nicht, dass die marxistische Werttheorie, wie wir sie kennen, nur dem Anscheine nach einheitlich ist. Sie ist auf der Verschmelzung zweier durchaus incommensurabler Principien aufgebaut, der zur Production notwendigen Arbeitszeit und des socialen Nutzens. Um die Gesetze des Mehrwerts zu untersuchen, abstrahiert Marx von der Frage der Nützlichkeit (Bedarf), d. h. er nimmt für den Verlauf gewisser Perioden eine durchschnittliche Ausgleichung von Angebot und Nachfrage an. Aber er giebt zu oder hebt selbst zu verschiedenen Malen im III. Bande des Capital hervor, dass eine tiefere Analyse des socialen Nutzens geboten ist. Wenn nun die Analyse des Arbeitswerts nicht ohne Abstraction von Angebot und Nachfrage oder vom socialen Nutzen erfolgen kann, so erfordert augenscheinlich die Analyse von Angebot und Nachfrage die Voraussetzung der Productionskosten, d. h. der in den Waren krystallisierten Arbeit, woraus

sich ergibt, dass im Princip die eine dieser Abstractionen nicht richtiger oder falscher ist, als die andere. Ihre Berechtigung hängt von dem Zwecke ab, zu welchem die Analyse unternommen wird, und ich bin von diesem Gesichtspunkte aus mehr als je der Meinung, dass, wenn auch für die Untersuchungen von Marx seine Abstraction vollständig gerechtfertigt war, sie nicht mehr statthaft ist, sobald es sich darum handelt, den Wert als preisbestimmenden Factor zu analysieren.

Bedeutet diese Feststellung die Preisgabe der Einheitlichkeit des Gedankens? Ich glaube es nicht. Vielmehr meine ich, dass sie dieselbe wiederherstellt. Von Eklekticismus kann hier nicht die Rede sein. Der Fortschritt der Wissenschaft beruht auf der Unterscheidung des von Natur Verschiedenen. Kautsky giebt selbst zu, dass in der Werttheorie von Marx Lücken vorhanden sind. Er wirft mir vor, dass ich sie durch Einführung von Ideen ausfüllen will, die der marxistischen Theorie fremd und feindlich, die zum Zwecke der Widerlegung des Marxismus ausgearbeitet worden seien. Und wenn dem nun so ist? Der Marxismus ist kein definitives System; er macht Anspruch auf Wissenschaftlichkeit, und für die Wissenschaft handelt es sich nicht um die Frage, zu welchem politischen Zwecke oder mit welcher politischen Absicht eine Theorie ausgearbeitet worden ist, sondern darum, ob sie richtig ist, oder nicht. Der absolute Widerspruch zwischen der Theorie vom Arbeitswert und der Theorie vom Nutzwert konnte sehr wohl in der Vorstellung der Oekonomen bestehen, welche die letztere ausgearbeitet haben, um die erstere zu widerlegen, aber er braucht darum noch nicht notgedrungen in der Wirklichkeit zu existieren. Es ist in der Geschichte der Wissenschaften häufig vorgekommen, dass ein ursprünglich zum Zwecke der Widerlegung eines andern aufgestellter Satz schliesslich als dessen Ergänzung anerkannt wurde.

Dem Leser wird der Unterschied zwischen meiner Art und Weise der Untersuchung der socialistischen Probleme und derjenigen der mir von Kautsky entgegengebrachten Kritik klar sein. Es liegt mir nicht ob, diese letztere zu qualificieren; mir genügt es, zu zeigen, welches der Unterschied ist, damit der französische Leser versteht, wie Kautsky dahin gelangen konnte, mein Buch als einen vollständigen Bruch mit dem Marxismus zu bezeichnen.

Was die von mir besprochenen praktischen Fragen betrifft, so bitte ich den Leser, nicht aus den Augen zu verlieren, dass ich nur einen flüchtigen Blick auf die gegenwärtigen Aufgaben der deutschen Socialdemokratie werfen wollte. Und was die taktischen Fragen angeht, so wird er nicht vergessen, dass meine Ausführungen sich auf die jetzige politische Lage Deutschlands, insbesondere Preussens, beziehen.

Es ist bekannt, dass Engels einige Monate vor seinem Tode erklärt hat, dass es im Interesse der deutschen Socialdemokratie liege, Zusammenstöße zwischen ihren Kräften und der bewaffneten Macht des Staates möglichst zu vermeiden. Wohlan, wenn man diesem Satz zustimmt, so muss man auch die Consequenzen daraus ziehen. Deshalb habe ich es für nützlich gehalten, mich gegen den Gebrauch einer Phraseologie auszusprechen, welche die Vermutung entstehen lässt, dass die Partei im Gegenteil solche Conflictte herbeizuziehen wünscht. Die betreffenden, an

einige Collegen der deutschen socialistischen Presse gerichteten beiläufigen Bemerkungen sind als eine allgemeine Kritik der Partei aufgefasst worden und haben mir vielleicht mehr Angriffe zugezogen, als alle meine Sünden an der Lehre selbst.

Dasselbe war der Fall mit meinen Bemerkungen über den Liberalismus. Obwohl ich sehr bestimmt zwischen der allgemeinen historischen Bewegung und den Parteien, die sich heute liberal nennen, unterschieden habe, bin ich mit Angriffen überhäuft worden, dass ich die Liberalen verteidigt und aus der socialistischen Partei einfach ein Anhängsel der bürgerlichen Parteien habe machen wollen. Ich bedaure dies Missverständnis, aber ich kann von dem, was ich über diesen Gegenstand geschrieben habe, nichts zurücknehmen. Und wenn man in den erwähnten Bemerkungen eine Art Concession an den Anarchismus entdeckt hat, so kann ich nur darauf antworten, dass ich zwar entschiedener Gegner desjenigen Anarchismus bin, der Raub und Mord predigt, und dass ich Gegner desjenigen Anarchismus bin, welcher die Bedeutung der politischen Action der Arbeiterklasse und der Anwendung der Gesetzgebung verkennt, dass ich aber schon seit langem in dem freiheitlichen Anarchismus eine natürliche und heilsame Reaction gegen den übertriebenen Staatsgedanken erblicke. Vor mehr als vier Jahren schrieb ich in der Neuen Zeit, dass es meiner Ansicht nach nicht die Mission der Socialdemokratie sei, eine Generation heranzubilden, welche auf den Staat als den grossen Spender aller Dinge emporblickt. Man findet ferner in dem Abschnitt III. des 4. Capitels meines Buches einen Satz, der vom Jahre 1890 datiert und in demselben Sinne gehalten ist. Ich bin fest davon überzeugt, dass die ökonomischen Schöpfungen der Arbeiterklasse eine grössere Bedeutung haben, als nur ihrer politischen Action Stütze zu leihen.

Ich wiederhole, dass ich meine Gedanken nicht als ihrem Wesen nach neu hinstelle. Andererseits würde es übertriebene Bescheidenheit sein, auf jedes Verdienst verzichten zu wollen. Ich glaube, dass ich mich durch die Art und Weise der Problemstellung verdient gemacht, und auch, dass ich über die eine oder andere theoretische Frage etwas Neues vorgebracht habe. Doch weiss ich sehr wohl, dass ich mit den meisten meiner Bemerkungen nur wiederhole, was andere schon vor mir ausgesprochen haben. Ich hätte gern die Schriftsteller aufgezählt, die mir in der Richtung, der ich folge, vorangegangen sind, aber ich verzichte darauf, weil die Liste zu lang werden würde. Man würde Socialisten aller Länder und Schulen, zeitgenössische Socialisten und Socialisten früherer Generationen darauf finden. Wenn man die meisten meiner Bemerkungen als Gemeinplätze hinstellt, so werde ich mich nur darüber freuen. Klagt man mich des Eklekticismus an, so werde ich mich nur sehr sanft verteidigen. Ich erkenne durchaus die Wichtigkeit methodischer Forschung und systematischer Classification der Thatsachen an, und in meinen Augen beruht ein grosser Fehler des Marxismus, so wie derselbe von seinen Gründern aufgestellt worden ist, in dem Mangel an systematischen Darlegungen. Aber ich behaupte auch, dass das Leben der modernen Völker zu compliciert ist, um sozusagen in den engen Raum eines einzigen Principis zusammengefasst werden zu können. Wenn die deductiven oder speculativen

Methoden für specielle Forschungen grosse Dienste leisten können, so sind sie doch für eine erschöpfende Erfassung des Ganzen durchaus ungenügend.

Ich habe es an anderer Stelle ausgesprochen: Einheit ist für mich nicht Einförmigkeit. Selbst wenn es uns gelingen sollte, auf unanfechtbare Weise das letzte Gesetz und die einfachste Form dessen, was wir Weltsubstanz nennen, festzustellen, und wenn wir in unsern Laboratorien alle andern Elemente in diese letzte Form auflösen könnten, so würden wir deswegen doch nicht der Notwendigkeit überhoben sein, die entwickelten Formen dieser Substanz und die entwickelten Formen ihrer Eigenschaften für unser praktisches Handeln in Rechnung zu ziehen. — In ihrem bestimmten Gebiete bleiben sie für mich unterschiedene Causalitäten. Geradeso ist es mit den Elementen unseres socialen Lebens.⁴⁾ Um dieses Leben in allen seinen vielfältigen Formen zu erfassen, muss man die synkretische oder eklektische Methode zu Hilfe nehmen.

Im praktischen Leben thun wir es alle. In der Theorie wird es oft durch die Notwendigkeit unmöglich gemacht, den Einfluss eines Principes oder einer Kraft klar und deutlich zur Erkenntnis zu bringen. Deshalb stehen die Theorien so häufig mehr dem Anscheine nach als in der Wirklichkeit mit einander im Widerspruch. Auf dieselben Thatsachen gegründet, sind aber unter andern Gesichtspunkten beleuchtend, sind die einen nicht falscher oder nicht richtiger, wie die anderen. Sie schliessen sich nicht aus, sondern sie ergänzen sich.

Aber gerade dies wollen die doctrinären Gemüter nie zugeben: daher der entsetzte Ausruf einiger Marxisten hinsichtlich meiner: Er lässt Proudhon wieder auflieben. Ich habe ihnen erwidert, dass nicht ich, sondern die Wirklichkeit der Dinge den Verfasser der *Capacités politiques de la classe ouvrière* wieder zum Leben bringt. Die Kritik, die Marx an Proudhon geübt hat, wird darum nicht ungiltig erklärt: nur trifft sie diesen Denker nicht in allem, was er gesagt hat. Ebenso ist es mit andern Socialisten, die man für veraltet oder sogar für vollständig vergessen gehalten hat. Die grosse socialistische Bewegung von heute lässt sie in der teilweisen Verwirklichung ihrer Ideen wieder auferstehen.

„Es ist sehr leicht, in der Polemik einen Schriftsteller niederzuschmettern. Aber es kann doch höchstens gelingen, seine Marotten und Schwächen zu vernichten. Was er an lebensfähigen Ideen geliefert hat, wird selbst durch die geistreichste Polemik nicht aus der Welt geschafft.“

So äusserte ich mich vor fünf Monaten über diesen Gegenstand, und was seither geschehen ist, ist nicht der Art, mich an der Richtigkeit dieser Worte zweifeln zu machen.

Während ich dieses Vorwort schrieb, hat der Congress der deutschen socialdemokratischen Partei in Hannover seine Sitzungen abgehalten. Eine beträchtliche Zeit ist dabei dem vorliegenden Buche gewidmet worden. Leidenschaftliche Gemüter hatten ihm ein vernichtendes Verdikt prophezeit, und an Reden, die auf die Erzielung eines solchen hinielten, hat es nicht gefehlt. Aber der gesunde Verstand und die praktische Erfahrung der Partei haben den Sieg über den Kirchenggeist davongetragen, und das Endergebnis

⁴⁾ Die Neue Zeit, 1898--99, Bd. II., pag. 851.

war eine Resolution, deren eine Teil höchstens die Form trifft, welche der Verfasser seinen Ideen gegeben hat, während der andere Teil ihrem Inhalte bedeutende Zugeständnisse macht. Es bezieht sich dies auf die Zulassung von Wahlbündnissen, auf die Anerkennung der Nützlichkeit der Wirtschaftsgenossenschaften für das Werk der Emancipation der Arbeiter, sowie auf die Preisgabe der Idee, dass das gegenwärtige Parteiprogramm über die Verkündigung der Principien und der fundamentalen Forderungen hinaus bindend sein soll. Der Ketzerei an den fünf ersten Absätzen des Erfurter Programms beschuldigt, habe ich anzuerkennen, dass der Parteitag vernünftig genug gewesen ist, in der besagten Resolution garnicht darauf einzugehen.

Es würde weder von gutem Geschmack zeugen, noch der Wirklichkeit entsprechen, wenn ich mich des Sieges rühmen wollte.

Dennoch wird man dem Verfasser das Recht zugestehen, es zum Schlusse auszusprechen, dass er sich in den im vorliegenden Buche niedergelegten Ueberzeugungen in keiner Weise erschüttert fühlt.

Socialliberalismus oder Collectivismus?

Von

Ladislaus Gumplowicz.

(Zürich.)

Oppenheimers Artikel über Bernstein-Kautsky, der vor einiger Zeit in dieser Zeitschrift erschien,¹⁾ enthält neben einer Reihe guter und geistreicher Dinge einige ganz böartige Unklarheiten. Das ist für den Kenner seiner Schriften nichts Neues. Es verschlug auch sehr wenig, solange Oppenheimer sich als Eingänger gerierte. Da konnte man ihn eklektisch nutzen; man konnte seine Rosen pflücken und seine Dornen täppischeren Händen überlassen. Jetzt aber ist die Situation geändert: Oppenheimer will als Parteimann gelten. Er gleitet geflissentlich über alle Gegensätze zwischen ihm und Bernstein hinweg, obgleich diese Gegensätze sehr schwerwiegender Natur sind. Er möchte sozusagen unvermerkt an Stelle der Lehre Bernsteins seine eigene Theorie substituieren, um diese Theorie mit all ihren Seltsamkeiten zunächst zur anerkannten Fractionsdoctrin der Bernsteinianer und später womöglich zur officiellen Parteidoctrin der Socialdemokratie zu erheben. Darum thut es not, seine kühnen Behauptungen besonders genau unter die Lupe zu nehmen.

Vorerst zwei Definitionen. Erstens: Unter freier Concurrenz versteht Oppenheimer der Form nach das nämliche, was auch die Freisinnigen darunter verstehen: die freie Concurrenz der Warenverkäufer auf der Basis beliebig vermehrbaren Privateigentums an den Productionsmitteln. Aber er macht eine bedeutsame Einschränkung. Es giebt nach ihm ein Productionsmittel von besonderer Natur, das der einzelne gar nicht in beliebig vermehrbarem Quantum erwerben kann, wenn er sich hierzu rein ökonomischer, unter den Begriff der freien Concurrenz fallender Mittel bedient. Wo sich also grosse Quanta dieses besonderen Productionsmittels — nämlich des landwirtschaftlichen Grundes und

¹⁾ Franz Oppenheimer: Bernstein-Kautsky. Socialistische Monatshefte, 1899; pag. 199 ff.

Bodens — in einer Hand vereinigt finden, da handelt es sich um eine Nachwirkung ausserökonomischer, die freie Concurrenz verfälschender Gewalt. Diese Störung der „freien Concurrenz“ durch die Nachwirkungen der Gewalt ist schuld daran, dass heute scheinbar die freie Concurrenz ausbeuterische Wirkungen zeitigt. Man expropriere das Grossgrundeigentum, man verwandle die ostelbischen Latifundien und Rittergüter in Siedlungsgenossenschaften, und die verkannte „freie Concurrenz“ wird sich alsbald in ihrer wahren Natur zeigen — „dies Kind, kein Engel ist so rein!“ Noch deutlicher pointiert: wenn das böse Grossgrundeigentum nicht wäre, würde sich der Capitalismus als identisch mit dem Socialismus herausstellen. Ich bemerke im vorhinein, dass ich diese Auffassung nicht teile. Vielmehr ist meiner Ueberzeugung nach die einzige Art freier Concurrenz, für welche die fertige socialistische Gesellschaft Raum hat, die freie Concurrenz der Arbeitskräfte auf der Basis des Gemeineigentums an den Productionsmitteln, auch den industriellen. Wo ich aber im folgenden in Anführungszeichen „freie Concurrenz“ sage, da lege ich diesem Terminus den Oppenheimerschen Begriff unter, nämlich den der freien Concurrenz der Warenverkäufer auf der Basis beliebig vermehrbaren Privateigentums an den industriellen Productionsmitteln, und zwar nach Beseitigung des Grossgrundeigentums und unter Gewährung voller Coalitionsfreiheit an die Arbeiter.

Zweitens: Oppenheimer definiert den Collectivismus als eine socialistische Wirtschaftsgesellschaft „mit streng centralistischer Leitung“ auf Grund des Gemeineigentums an den Productionsgütern. Ich halte diese Einengung des Begriffes für willkürlich und verwirrend. Sie trifft höchstens auf gewisse unreife, naiv-hypercentralistische Vorstellungen von Collectivismus zu, die glücklicherweise mit jedem Tag mehr aus der Mode kommen. Vielmehr verstehe ich unter Collectivismus ganz allgemein eben jene socialistische Wirtschaftsordnung, welche die freie Concurrenz der Arbeitskräfte auf der Basis des Gemeineigentums an den Productionsmitteln verwirklicht, mag nun aus technischen und socialpsychologischen Rücksichten²⁾ dieser oder jener Productionszweig centralisiert oder decentralisiert sein; und in diesem Sinne werde ich das Wort auch im folgenden gebrauchen.

Nun zur Sache. Oppenheimers Zwiesgespräch mit dem ungenannten „Marxisten“ geht von einer unausgesprochenen Voraussetzung aus: Wollte man von der ausbeuterischen kapitalistischen Wirtschaft der Gegenwart in die ausbeutungsfreie socialistische Wirtschaft der Zukunft hineingelangen, müsse man den Weg blosslegen, der von der (überwiegend) ausbeutungsfreien Wirtschaft des XI., XII. und XIII. Jahrhunderts zu den Anfängen des capitalistischen Wirtschaftssystems geführt hat, und sodann diesen Weg einfach wieder rückwärts marschieren. Das ist aber genau so klug, wie wenn ein Chirurg sagte: Diese Wunde samt all ihren Folgeübeln ist durch Einstossen eines Messers zwischen die Rippen des Patienten entstanden; wenn ich also das Messer zwischen den Rippen des Patienten wieder herausziehe, so wird die Wunde samt all ihren Folgeübeln geheilt sein. Die Erfahrung zeigt leider, dass damit die Aufgabe des Arztes noch sehr lange nicht abgeschlossen ist. Aber bleiben wir beim Thema. Wenn von marxistischer Seite betont wird, dass bei freier Concurrenz der Fabrikant den Kleinmeister verdrängt, so ist damit gemeint, dass der Fabrikant

²⁾ Vergleiche das treffliche Buch von Friedrich Otto Hertz: Die agrarischen Fragen im Verhältnis zum Socialismus. Wien 1899; Verlag von L. Rosner.

obsiegt, sobald ihm der Staat (durch Beseitigung der Zunftschranken) gestattet, die productionstechnische Ueberlegenheit des Grossbetriebes ungehindert zur Geltung zu bringen. Dies kann der Gutsherr dem Fabrikanten in der Regel nicht nachmachen, weil eben diese Ueberlegenheit des Grossbetriebes in der Landwirtschaft nicht existiert;³⁾ wenn Marx das Gegenteil lehrte, so war dies eben ein falscher Analogieschluss. Wenn vielmehr vom XIV. bis ins XIX. Jahrhundert hinein der Ritter resp. Junker vielfach den Bauern „legte“, so that er dies, indem er den Bauern nicht mehr zur Concurrenz zuliess, sondern ihn durch Waffengewalt verjagte. Der Vorgang spielte sich also ähnlich ab, wie wenn Herr von Stumm einem ihm unbequemen Kunstschlossermeister einfach durch ein Dutzend Polizisten die Bude zusperren und die Werkzeuge confiscieren liesse. Sogar ein Schweinburg würde in solchem Falle nicht von freier Concurrenz reden. In dieser Frage hat also Oppenheimer recht gegen Marx.⁴⁾ Aber Marx wusste trotz seines Irrtums zu einem vergleichsweise viel richtigeren socialen Gesamtbild zu gelangen, als Oppenheimer trotz seiner neuen Erkenntnis, die ihn sofort zu den tollsten Uebertreibungen hinreisst.

Es handelt sich heute nicht mehr darum: welcher Factor gab ursprünglich den ersten Anstoss zur Entstehung der capitalistischen Ausbeutung? sondern darum: weiche Factoren, mögen sie ihrer Entstehungsgeschichte nach als primäre, secundäre oder tertiäre zu classificieren sein, setzen heute die capitalistische Ausbeutungsmaschinerie zusammen? Es ist klar, dass wir danach trachten müssen, alle diese Factoren auszuschalten.

Nehmen wir nun, um die Untersuchung nicht durch Nebenfragen unnötig zu complicieren, die Oppenheimersche Geschichtsconstruction⁵⁾ für die Vergangenheit als durchweg richtig an. Was folgt daraus? Doch nur, dass wir heute noch mitten in der auf Zunftrecht und Höferecht basierten „ausbeutungsfreien Wirtschaft“ des XIII. Jahrhunderts stecken könnten, wenn erstens die Bauern die Vergewaltigungsversuche der Ritter siegreich abgewehrt hätten (wie dies in der Schweiz ja wirklich geschah), und zweitens — wenn auch sonst alles beim Alten geblieben wäre. Wir wären dann von allen Lieblichkeiten des ostelbischen Junkertums verschont geblieben. Ganz Deutschland, vielleicht ganz Mitteleuropa, wäre eine einzige grosse Eidgenossenschaft geworden. Aber was nun weiter? Das ökonomische Gleichgewicht zwischen den Zunftmeistern beruhte auf dem Zunftrecht, welches die Production jedes einzelnen in sehr enge und starre Schranken bannte. Von „freier Concurrenz“ war da nicht die Rede; Zunftwesen und Liberalismus schliessen einander bekanntlich aus. Eine solche Rechtsordnung war natürlich genug in einer Zeit, die keine auf collectiven Gebrauch hindrängenden Maschinen kannte, sondern nur zu individuellem Gebrauch geeignete Werkzeuge. Nehmen wir aber an, es seien die ersten Maschinen erfunden worden, was dann? Entweder das Zunftrecht wäre in seinen Grundzügen in Kraft geblieben — dann hätten die Maschinen nur als Collectiveigen-

³⁾ Vergl. hierüber, ausser Oppenheimers Siedlungsgenossenschaft, besonders auch Herz, a. a. O.

⁴⁾ Und gegen Franz Stahl (Socialistische Monatshefte, 1899, pag. 318 ff., 454 ff., 633 ff.), der ein besonderes Geschick darin entfaltet, Oppenheimer gerade dort anzugreifen, wo er recht hat. Dies rechtfertigt aber keineswegs die durchaus undemokratische Intoleranz Oppenheimers in der Polemik gegen Stahl.

⁵⁾ Sie findet sich ausführlich dargelegt in seinem Werk: Grossgrundeigentum und sociale Frage.

tum der Zünfte Verwendung finden können; die Zunft wäre als Productivgenossenschaft in Action getreten. Vielleicht wäre dann die Gesellschaft ziemlich geradlinig aus der ausbeutungsfreien Zunfthewirtschaft in die ausbeutungsfreie collectivistische Wirtschaft hineingewachsen, ohne capitalistisches Zwischenstadium;⁶⁾ von „freier Concurrenz“ ist bei einem solchen Entwicklungsgang hinten und vorne nichts zu spüren. Oder aber die Sache kommt anders: das mobile Capital, jener Bacillus, welchen uns als harmlos aufzuschwatzen Oppenheimer so krampfhaft Anstrengungen macht, entfaltet seine latente Bösartigkeit. Einige reiche Patricier oder Juden, die ihr aufgehäuftes Gold bisher nur in recht schwerfälliger Weise als Kaufmannscapital resp. Wuchercapital verwerten konnten, bemächtigen sich der neuen Erfindung. Sie sehen die Möglichkeit, die ausschliessliche Benützung der Maschinen gegen hohen Zins einem kleinen Consortium von Meistern zu verpachten, mittels der billigen Producte dieses Consortiums eine zehnfache Zahl von Meistern zu proletarisieren; diese Proletarier wiederum als Maschinenarbeiter von sich abhängig zu machen u. s. w. — kurzum: die Möglichkeit einer fortschreitenden Proletarisierung der Handwerker durch das Privateigentum an den Maschinen. Unsere jüdischen und christlichen Capitalisten werden Liberale, sie fangen an, für „freie Concurrenz“ zu schwärmen, sie reissen die Zunftschranken nieder — und die Proletarisierung kommt in Fluss. Resumé der beiden hypothetischen Entwicklungsgänge: entweder Weiterentwicklung der ausbeutungsfreien Wirtschaft ohne „freie Concurrenz“ — oder „freie Concurrenz“ und Ausbeutung!

Aber wir können Oppenheimer zuliebe noch eine weitere hypothetische Annahme machen. Wir können uns vorstellen, dass es in den Städten überhaupt kein mobiles Capital in Privathänden gab,⁷⁾ oder dass die Zünfte anlässlich siegreicher Aufstände gegen die Patricier, wie jener in Zürich unter Zwingli, das mobile Capital zu Gunsten des gemeinen Stadsäckels expropriert hätten. Dann hätte also der industrielle Capitalismus in der That gar nicht entstehen können, ohne den von Oppenheimer betonten Anstoss: die gewaltsame Proletarisierung der Bauern, welche den findigsten Handwerksmeistern erst wieder die Möglichkeit geboten hätte, sich zu Capitalisten auszuwachsen. Angenommen, die Sache hätte sich so zugetragen: was wäre damit für die Gegenwart geändert?

Gleichviel, wie das industrielle Capital ursprünglich entstanden ist, es ist da. Eine vernünftig und ohne Mogelei durchgeführte Parcellierung der ostelbischen Grossgüter (unter gleichzeitiger oder nachfolgender Schaffung landwirtschaftlicher Genossenschaften) würde sicher den Arbeitsmarkt ganz wesentlich entlasten und binnen kurzem auch die Kaufkraft des inneren Marktes und damit die Nachfrage nach Arbeitskräften steigern. Aber damit wäre der ungeheure Vorsprung doch noch sehr lange nicht ausgeglichen, welchen der Besitzer eines Bergwerks, einer Eisenhütte, einer Maschinenfabrik oder Spinnerei vor den hundertern besitzloser Arbeiter voraus hat, die er heute aus freiem Belieben beschäftigt, und die er morgen schon aus freiem Belieben davonjagen kann. Er übt sein „Recht“ aus, sie müssen um Gnade betteln — das ist das Entscheidende. Werden sie ihm zu anspruchsvoll, so kann er aus purem Trotz

⁶⁾ Es giebt in der Gegenwart ein reales Analogon zu dieser hypothetischen Möglichkeit: die Entwicklung der bäuerlichen Genossenschaften.

⁷⁾ Obgleich Oppenheimer selbst, an der Hand der Forschungen von Inama-Sternegg, das Gegenteil berichtet.

die Fabrik auf sechs Monate schliessen; und bekommt er dann im Inland keinen Ersatz für die mit monatelangem Fasten bestrafte Rebellen, so verschreibt er sich gefügigere Leute aus dem Ausland. Die Verkehrsverhältnisse sind ja heute ein bischen anders, als im XIII. Jahrhundert; „die ganze Welt ist eine Stadt“. Noch einige Jahre, und Italien kann für den deutschen Arbeitsmarkt eine ebenso wichtige Quelle billiger Arbeitskräfte werden, wie Ostelbien; was dann? Sollen wir dann etwa warten; bis auch die italienischen Latifundienbesitzer expropriert sind? Und Böhmen, und Ungarn, und Polen? Und Russland?

In England ist, wie Oppenheimer selbst wiederholt betont hat, der Zuzug ländlicher Arbeiter nach den Städten grösstenteils schon versiegt; das ist sicher ein günstiger Umstand für die englischen Gewerkschaften. Aber wie viel Elend schreit in England noch nach Erlösung! Sollen wir uns etwa mit dem bischen Socialreform, was in England bisher erreicht wurde, schon zufrieden geben? Dann dürften wir uns nicht einmal im Scherz Socialisten nennen.

Oder blicken wir nach Dänemark! Ein Junkertum nach ostelbischem Muster existiert dort kaum, der weitaus grösste Teil des Bodens gehört den Bauern; und diese Bauern sind obendrein vorzügliche Genossenschafter. Diese Situation hat zweifellos sehr günstig auf die Entwicklung der dänischen Industriearbeiterschaft eingewirkt; Dänemark darf sich rühmen, die bestorganisierten und relativ stärksten Gewerkschaften von ganz Europa zu besitzen. Aber wieviel knickeriges Ausbeutertum und barbarische Unternehmerwillkür es auch noch in Dänemark niederzuringen giebt, das trat im letzten Sommer bei der grossen Massenaussperrung weithin sichtbar zu Tage; und die parlamentarischen Kämpfe der dänischen Socialdemokraten drehen sich vorläufig auch noch um recht bescheidene Forderungen, wenn sie auch hierin ihren deutschen Genossen um einige Nasenlängen voraus sind.

In der Schweiz aber haben bekanntlich im XIV. Jahrhundert die Bauern die Ritter zum Land hinausgejagt; und abgesehen von einer Handvoll bernischer Patricier und Grossbauern, hat sich hier auch seither kein neues Grossgrundeigentum mehr gebildet. Gewiss, die segensreichen Folgen jener Schicksalswendung sind heute noch fühlbar; und aus sich selbst heraus würde die Schweiz auch schwerlich eine dauernde industrielle Reservearmee erzeugen. Aber deswegen findet doch auch der Schweizer Capitalist soviel Ausbeutungsobjekte, als er will. Aus aller Herren Ländern strömen sie herein, aus Italien, aus Deutschland, aus Oesterreich-Ungarn, ja sogar aus Russisch-Polen. Und dabei sind viele dieser Zugereisten noch viel günstiger gestellt, als manche einheimische, hausindustriell thätige Schuldenbauernfamilien, deren tägliche Arbeitszeit schon an die altrömische Sklaverei gemahnt. Die Bevölkerung ganzer Gemeinden, ganzer Thäler degeneriert unter diesem furchtbaren Druck. Man denke nur an die erschreckend niedrige Rekrutierungsziffer von Appenzell-Ausser rhoden!

Kurzum: Oppenheimer hat allerdings dargethan, dass das Grossgrundeigentum ein sehr arger, bisher vielfach unterschätzter und auch sonst falsch beurteilter „Störenfried“ ist; dass er es aber für den „einzigsten Störenfried“ erklärt, ist eine thörichte Uebereilung, die sein ganzes System verstümmelt und zum Halbunsinn verzerrt. Denn einmal entstanden, ist auch das industrielle Capital⁸⁾ ein ebenso bösertiges sociales Krankheitsagens, wie das Gross-

⁸⁾ Um vollständig zu sein, müsste ich hier auch die Rolle des Leihcapitals, des Handelscapitals, sowie des städtischen Grund- und Hauseigentums in der modernen Gesellschaft besprechen; doch sind diese Fragen für die vorliegende Polemik von geringerer Bedeutung.

grundeigentum. Zur Herstellung der socialistischen Wirtschaft bedarf es also nicht bloß der Socialisierung der grossen Landgüter, sondern auch der Socialisierung der Transportanstalten, Bergwerke und Fabriken. Bernstein hat mit begründetem Nachdruck gezeigt, dass diese Socialisierung unmöglich mit einem Schlag erfolgen kann, sondern dass sie vorbereitet und angebahnt werden muss durch jahrzehntelange geduldige Kleinarbeit — gewerkschaftliche, communalpolitische, legislative, vor allem aber genossenschaftliche Kleinarbeit. Das ist taktisch von allergrösster Wichtigkeit, principiell ist es ein secundärer Umstand. Principiell ist die Hauptsache, dass Bernstein die Verwirklichung des collectivistischen Rechtsgedankens, die Ueberführung auch der industriellen Productionsmittel ins Gemeineigentum will; er ist Collectivist. Oppenheimer will die Ueberführung der industriellen Productionsmittel ins Gemeineigentum dagegen nicht, sondern er will einen faulen Compromiss zwischen agrarischem Socialismus und industriellem Capitalismus; er ist Socialliberaler. Socialliberaler werden ist aber für einen Liberalen ein ganz hübscher Fortschritt; für einen Socialdemokraten wäre es eine schmähhliche Rückwärtsconcentration.

Der Einigungscongress der französischen Socialisten.

Von

Christian Mütschler.

(Paris.)

Wer hätte es geglaubt, dass das unselige Manifest, mit dem Guesde und Vaillant die anders gesinnten Socialisten, insbesondere Jaurès und seine Anhänger, excommunicieren wollten, der Ausgangspunkt der socialistischen Einigung werden sollte! Und doch ist es so gekommen. Allerdings lag die Idee schon längst in der Luft¹⁾, es fehlte nur der Anstoss, um sie in einer concreten Form sich manifestieren zu lassen. Diesen Anstoss gab das famose Manifest, das von Guesde und Vaillant so unerwartet in die Reihen der für Gerechtigkeit und Wahrheit kämpfenden Socialisten geschleudert wurde, und worin es u. a. hiess: „Es gilt aufzuräumen mit einer pseudosocialistischen Politik, die entstanden ist aus Compromissen und Entgleisungen, welche man seit nur zu langer Zeit an die Stelle der Politik des Classenkampfes zu setzen bestrebt ist.“ Dass mit dem „man“ Jaurès, Millerand und deren Freunde gemeint waren, hat Lafargue bald darauf in einer Artikelserie im Socialiste unumwunden eingestanden. Er beschuldigte sie selbst ketzerischer Lehren: sie seien im Grunde nichts wie radicale Demokraten. Das von Millerand formulierte Minimumprogramm von St. Maudé sei nichts als eine Täuschung . . . die Liberalen Trarieux und Reinach könnten es ebensogut anerkennen, ohne sich etwas an ihrem Conservatismus zu vergeben . . . die Verstaatlichung des Versicherungs-, Bank- und Transportwesens, der Bergwerke, Zuckerfabriken, Spinnereien, Destillieren u. s. w. könne ohne Gefahr für das capitalistische Regime durchgeführt werden. Aus diesen und andern sorgsam zurechtgelegten Gründen folgert Lafargue dann, dass zwischen ihnen (den Marxisten) und

¹⁾ Ich verweise die Leser dieser Zeitschrift auf den Artikel von Jaurès, der genau vor einem Jahre hier erschienen ist. (Socialistische Monatshefte, 1899, pag 3 ff.)

den Integralisten²⁾ ein unüberbrückbarer Abgrund bestehe u. s. w. Indessen: diese Theorie Lafargues, wie manche ähnlichen oft von dieser Seite kommenden „Rechtfertigungen“ — man denke an die Guesdes auf dem Congress von Montluçon, wo er beweisen wollte, dass die Dreyfus-Affaire die Socialisten nichts angehe! — hatte zu sehr den Charakter von etwas hinterher Ausgetüfteltem, zu dem Zweck, persönliche Rivalitäten und Interessen zu verbergen.

Diese persönlichen Rivalitäten gewisser Chefs ziehen sich wie ein roter Faden durch die ganze Geschichte des französischen Socialismus seit 20 Jahren hindurch, und dieser Umstand ist es auch, viel mehr als alle theoretischen Divergenzen, gewesen, der alle Einheitsbestrebungen bisher vereitelt hatte. Wohl konnte Guesde auf dem Congress erklären, er habe die Einheit immer gewollt, allein er vermied es, zu sagen, in welchem Sinne er sie gewollt, nämlich nicht so, wie sie jetzt zustande gekommen ist, sondern eine Einheit nach seinem Kopfe: alle andern sollen zu ihm kommen und seine Theorie als die alleinrichtige anerkennen. Der gesunde Sinn einer im ganzen Lande sich mehrenden Anzahl von Socialisten, von Arbeitern, die stets bereit waren, von neuen Erfahrungen und Thatsachen zu lernen, hat nun endlich gesiegt; er wird immer mehr über diese Schulstreitigkeiten hinweggehen und die Aspirationen der Chefs auf das ihnen zukommende Mass beschränken. Das ist ein erfreulicher Fortschritt für den Socialismus, wie für die Demokratie überhaupt.

Wenn ich vorhin gesagt habe, die Idee der Einigung lag in der Luft, so wäre es doch unbillig, der ausserordentlichen Verdienste Jaurès' um die Realisierung dieser Idee nicht zu gedenken. Jaurès war der Versöhner, der eigentliche Vollbringer; der unermüdlichen Thätigkeit, die er seit Jahren entfaltet, ist es zuzuschreiben, dass die Idee so schnell gereift. Aus allen seinen Reden, Vorträgen und Zeitungsartikeln, worin er zu Millionen von Franzosen sprach, klang immer neben der Idee des Socialismus selbst, neben dem Schrei nach Gerechtigkeit und Wahrheit im Dreyfus-Process wie ein ceterum censeo die Betonung der Notwendigkeit der Vereinigung aller socialistischen Bestrebungen heraus. Er hat einen neuen belebenden Geist in den französischen Socialismus hineingebracht. Andererseits haben die letzten höchst kritischen politischen Verhältnisse auch nicht wenig dazu beigetragen, die Einigung der Socialisten zu einer Lebensfrage zu machen. Die vereinigten Mächte der Reaction, Klerus. Militarismus und Grossgrundbesitz, hatten kecker als je ihr Haupt erhoben und drohten jeden Tag, die demokratischen Errungenschaften durch eine Gewaltherrschaft illusorisch zu machen. Unter diesen Umständen die Arme zu kreuzen, wie die Guesdisten es anrieten, wäre der verhängnisvollste Verrat gewesen an der Sache der Cultur, der Menschheit und des Socialismus. Jaurès hat, wie heute allgemein anerkannt wird, in dieser Krise die Ehre des französischen Socialismus gerettet.

Nun zum Congress selbst. Wer die ersten drei Tage mitangesehen oder verfolgt, hatte einen so befriedigenden Ausgang nicht erwartet. Nicht

²⁾ Diese Benennung scheint mir bezeichnender, als das Wort Unabhängige, weil sie zugleich die Begriffsbestimmung enthält: Der Socialismus soll integral sein, das heisst, es soll nicht nur die ökonomischen Factoren, sondern alle Seiten und Probleme der modernen Gesellschaft umspannen und durchdringen.

mit Unrecht sagt man freilich: Das liegt nun einmal in der Natur der Franzosen, sich ein wenig herumzubalgen, sie haben ein leicht erregbares Gemüt, aber im Grunde ist's nicht so schlimm gemeint. Wenn der Redner durch Lärm und Zwischenrufe jeden Augenblick unterbrochen wird, oder wenn gar ab und zu Fäuste oder Stöcke geschwungen werden oder die Tribüne erstürmt wird, so ist das in Frankreich gar nicht etwas so Ausserordentliches, und wenn das bei einer Elite-Versammlung ebensogut vorkommt, wie bei der nächstbesten Volksversammlung, so beweist das nur, wie die Massenpsychologie lehrt, dass der Durchschnittscharakter der Masse überall zur Geltung kommt, ob sich nun die Versammlung aus Gebildeten oder Ungebildeten zusammensetzt. Durch derartige Zwischenfälle war jedenfalls dafür gesorgt, dass die Debatten niemals langweilig werden konnten. Sie wären es allerdings auch ohnedies nicht geworden, denn sie boten des Neuen und Interessanten so viel, dass wir hier unmöglich auf die Einzelheiten eingehen können. Ich verweise da auf das stenographische Protokoll. Nur die wichtigsten Punkte und Argumente wollen wir im Folgenden resumieren:

Den Hauptstreitpunkt bildete der Fall Millerand oder die Frage: Kann ein Socialdemokrat in ein Bourgeois-Ministerium eintreten? Bei dieser Debatte zeigte sich schon klar und deutlich, wie auch in der deutschen Socialdemokratie, das Vorhandensein zweier Strömungen innerhalb der Partei: der intransigent-revolutionären oder -- um einen Bernsteinschen Ausdruck zu gebrauchen -- der „blanquistischen“ und andererseits der gemässigten oder „opportunistischen“. Die Petite République hatte vorher an eine Anzahl der hervorragendsten Führer des Auslandes ein Rundschreiben gerichtet, um ihr Gutachten über diese Frage einzuholen. Die Antworten wurden sämtlich übersetzt und publiciert. Im Grossen und Ganzen kann man sagen, dass vielleicht eine zweifelhafte Majorität dieser Antworten sich im Princip in der Frage Millerand gegen eine bedingungslose Beteiligung eines Socialisten an einer bürgerlichen Regierung aussprach. Andererseits ging daraus aber auch unverkennbar hervor, dass eine überwiegende Mehrzahl in Anbetracht der speciellen Umstände, die den Eintritt Millerands in das Cabinet Waldeck-Rousseau motiviert, dafür neigte, ihm und denjenigen der französischen Socialisten, die diesen Act gutgeheissen, die Absolution zu erteilen. Der Fall lag ziemlich klar: Die Constitution des Ministeriums Waldeck-Rousseau war für die Republik und die Suprematie der Civilgewalt in jener äusserst kritischen Periode geradezu eine Lebensfrage. Das Gelingen Waldecks war aber abhängig gemacht von der Annahme Millerands. Hätte Millerand seine einfache Menschen- und Bürgerpflicht nicht über alle Bedenken „princieller“ Natur gestellt, so wären die Chancen des Gelingens der Reaction vergrössert worden. Der Sieg der Reaction hätte aber gerade die socialistische Bewegung um viele Jahre zurückwerfen können. Andererseits war die socialistische Partei so gut wie nicht organisiert, so dass Millerand bei ihr weder Rat noch Unterstützung hätte suchen können. Deshalb genügte er ohne weiteres seiner Pflicht, wie er sie erkannte, und erklärte, auf eigene Verantwortung hin zu handeln. So und nicht anders muss der Fall beurteilt werden.

In seiner Stellung als Industrie- und Handelsminister war Müllerand indessen bestrebt, im Arbeiterinteresse Reformen durchzuführen, soweit über-

haupt seine beschränkten Machtbefugnisse es erlaubten. Seine socialistischen Gegner konnten ihm also keine Vorwürfe machen, er hat da stets correct und consequent gehandelt. Das sei es auch nicht, was sie tadeln, meinte Guesde, nein, es sei das System, die Methode, die verwerflich sei. Das wichtigste Argument, das mehr oder weniger offen ins Feld geführt wurde, lautete: Wenn eine Bourgeois-Regierung einen Socialdemokraten als Mitarbeiter nimmt, so wird dadurch der Partei, die ihn unterstützt, die Spitze abgebrochen. In der That, das Argument schien der Mehrheit des Congresses einleuchtend; es schien klar, dass, wenn die Partei die Beteiligung eines ihrer Repräsentanten an der Regierung gutheisst, sie nicht mehr so scharf und rücksichtslos vorgehen könne, weder in der Propaganda noch in der parlamentarischen Opposition — ganz abgesehen davon, dass der Genosse-Minister mit dem besten Willen nichts von den Parteiforderungen durchsetzen kann.

Charakteristisch ist aber, dass die organisierte Arbeiterschaft, die seit 25 Jahren vergebens auf Reformen wartet, und bei der die Begeisterung für die fruchtlose politische Phraseologie längst mehr oder weniger erkaltet ist, auf die Seite Millerands neigt, so dass einer ihrer berufensten Vertreter mit Recht erklären konnte, er sei überzeugt, dass, wenn es auf eine Abstimmung unter den organisierten Arbeitern ankäme, für Millerand eine bedeutende Majorität herauskommen würde. Zur Zeit der letzten Krise schon hatte das Executivcomité der Arbeitsbörsen in einem publicierten Briefe erklärt, dass sie nicht der Belehrung politischer Doctrinäre bedürfen, um das Verhalten Millerands nach seinem richtigen Wert zu beurteilen.

Ausser den Gewerkschaftlern hielten sich auch die dreyfusistischen Socialisten, an deren Spitze Jaurès, Viviani, Rouanet, Fournière u. a. stehen, für verpflichtet, Millerand wenn nicht direct zu unterstützen, so doch wenigstens ihm keine Opposition zu machen. Dies wurde ihnen von Lafargue als Verbrechen angerechnet. Aber auch er merkte, dass die Gegenströmung im gesamten Socialismus so bejahend und stark sei, dass er selbst schliesslich ihre Existenz und gewissermassen auch ihre Berechtigung anerkennen musste. Angesichts dieser Thatsache und deren Tragweite versuchte er nun in einer kurz vor dem Congress erschienenen Broschüre die Delegierten glauben zu machen, dass eine Versöhnung der beiden Richtungen nicht bloss auf die Dauer unmöglich, sondern der allgemeinen Sache eher schädlich als nützlich sei. Er theilte darin ganz willkürlich alle Socialisten in „Revolutionäre“ und „Nichtrevolutionäre“ oder „Evolutionisten“ und verlangte, dass die beiden Richtungen durchaus im Frieden mit einander, aber doch jede für sich, in einem gewissen Parallelismus weiter arbeiten sollten. Auf diese Weise suchte er nämlich die bedeutenden Vorteile, die eine bloss kritisch und principiell-radical vorgehende Partei über eine positiv oder reformistisch wirkende bei der Propaganda unstreitig hat, für seine Richtung voll zu wahren. Damit glaubte er auch zugleich seine Partei seine Partei den Verantwortlichkeiten und Enttäuschungen, die die Realpolitik nun einmal mit sich bringt, von vornherein zu entheben. Mit der gemässigten Richtung wäre man dann auch sehr leicht fertig geworden und alle Unzufriedenheit hätte man so schön auf ihr Conto setzen können. Der Congress hat von diesen Plänen zum Glück sehr wenig

Notiz genommen. Die Majorität war vielmehr der Ansicht, dass in einer Republick mit demokratischer Verfassung die verschiedenen Tendenzen der socialistischen Bewegung sich durchdringen und vervollständigen und nicht die Concentration der Kräfte zum Zweck des gemeinsamen Vorgehens hemmen müssten. So wurde denn auch die Resolution einstimmig angenommen, dass die Partei als solche mit allen durch allgemeines Wahlrecht zu erlangenden Functionen, die somit der Controle der Wähler bezw. der Partei unterstellt sind, zu erstreben und zu unterstützen habe. Damit war diese Frage erledigt.

Den zweiten Hauptgegenstand der Verhandlungen, der eigentlich als erster hätte figurieren sollen, bildete die Form der einheitlichen Parteiorganisation. Es handelte sich darum, ob die bisherige Autonomie der fünf Fractionen bestehen bleiben, oder vielmehr, inwieweit sie eingeschränkt werden sollte. Dass die Entwicklung auch hier keine Sprünge macht, sondern dass die Organisation zur Einheit bloss allmählich vor sich gehen kann, das haben diesmal, wenn auch ohne es zu wollen, gerade die „Revolutionäre“ bewiesen. Ich habe bereits oben erwähnt, dass die Geschichte der Fractionen bisher die Geschichte der persönlichen Rivalitäten gewesen ist. Das Excommunicationsmanifest von Guesde und Vaillant hat darüber den Blindesten die Augen geöffnet. Das Prestige der genannten Führer wurde also durch ihre eigene Ungerechtigkeit bei ihren Anhängern schwer getroffen. Diese Emancipation vom Personencultus bringt aber zugleich die Emancipation von den Dogmen und Schulmeinungen und die Lockerung der Kampfбатаillone mit sich. Das ist nun insofern kein Schaden, als dadurch die Kräftezersplitterung eingeschränkt und das Zusammenarbeiten der localen Gruppen erleichtert wird. Wenn man versucht, nach den Angaben und Ausführungen gewisser Delegirter sich in die Lage dieser oder jener Provinzstädte oder -städtchen hineinzusetzen, so muss man sich nur darüber wundern, dass die Gruppen nicht schon längst das Widersinnige und Unsocialistische der bisherigen Kampfweise erkannt und geändert haben. Da kommt ein Redner bald dieser, bald jener Fraction, und jeder spricht doch wesentlich im selben Sinne — für die theoretischen Unterschiede scheinen die Arbeiter-Zuhörer in der Regel ohnehin wenig Interesse zu haben. So kommt es vor, dass an gewissen Orten 2, 3 oder mehr rivalisierende Gruppen bestehen, die vereinzelt nichts unternehmen, aber verschmolzen und unter einander föderiert in einer Gegend eine Macht erlangen können, mit der die Behörden zu rechnen haben. Noch viel mehr zeigte sich dieser Widersinn bei den Wahlkämpfen. So war es z. B. nicht selten, dass in einem Wahlkreis 2, 3, ja mehr sich socialistisch nennende Candidaten aufgestellt waren, deren gegenseitige Agitation, wenn nicht ihrer eigenen, so doch der allgemeinen Sache oft schädlich und immer neutralisierend wirken musste, von der bei den Wählern angerichteten Confusion ganz zu schweigen. Dass unter diesen Umständen die Einigung mit Urgewalt, weil im Lebensinteresse des Socialismus liegend, sich durchringen musste und immer mehr durchringen wird, ist ohne weiteres einleuchtend. Mit Recht, aber ein wenig spät, hat Guesde darauf hingewiesen, dass der Begriff des Classenkampfes die einheitliche Organisation des Proletariats notwendig einschliesst. Hätte

er und seine Freunde der Notwendigkeit dieses Princips ihre persönlichen Empfindungen etwas mehr unterzuordnen gewusst, so wäre manche Kräftevergeudung vermieden worden. Jedoch die Zeit der Recriminationen ist jetzt vorüber. Ist der Ausgang langwieriger und mitunter heftiger Streitigkeiten befriedigend, so sind die Beteiligten leicht geneigt, einander ihr Unrecht zu verzeihen und allen Groll zu vergessen. Hoffen wir, dass es dabei bleibt.

Von der Föderation des Ostens wurde der Vorschlag gemacht, der auch zahlreiche Unterschriften auf sich vereinigte, die verschiedenen Fractionsgruppen an einem Orte sollten sich zu einer einzigen Gruppe verschmelzen; diese localen Gruppen sollten unter sich regionale oder departementale Föderationen bilden, denen die regionalen und localen Fragen obliegen, und die eine weitgehende, mit dem Interesse der Centralorganisation nicht collidierende Autonomie haben sollten. Diese regionalen Föderationen, wie auch die localen, sollen einem Centralcomité unterstellt sein, welch letzteres seine Machtbefugnis vom souveränen Congress angewiesen erhält. Wenn diese einzig richtige und zweckmässige Organisationsform dieses erste Mal auch nicht gesiegt hat, so sind doch eine Menge Anzeichen dafür vorhanden, dass sie über kurz oder lang unvermeidlich kommen wird.

Heute schon ist eine grosse Anzahl von Gruppen bereit, nicht mehr einer Sonderfraction, sondern nur der Partei als solcher anzuhängen. Die Zahl dieser Gruppen und Föderationen wird sich rasch mehren. Einstweilen werden also die gewissermassen auch organisch gewordenen Gebilde der bisherigen 4 oder 5 Fractionen, die für sich unstreitig eine historische Berechtigung erlangt haben, bestehen bleiben. Die Hauptsache ist, dass die Vereinheitlichung im Princip angenommen, und dass der durch die Schaffung eines Centralcomités und die Abgrenzung der Machtbefugnisse eine concrete Form gegeben worden ist. Die Erfordernisse des Kampfes und des immer in neuen Formen und Verwicklungen auftretenden Lebens werden die weitere Entwicklung von selbst mit sich bringen.

Professor Rubeks Puppenheim.

Von

Kurt Eisner.

(Berlin.)

I.

Durch Ibsens Schaffen rauscht die Märchenweise von den erwachenden Toten. Die Sehnsucht spielt mit den Sonnenstrahlen im schimmelnden Keller, wo die Ratten lausen; sie badet die eisigen Hände in dem einfallenden Licht und gewahrt mit jauchzendem Erstaunen das heiss und rosig strömende Blut unter der toten weissen Haut. Und die Sehnsucht steigt, gerettet von der Entdeckung des Lebens, empor aus dem Keller zur Freiheit und Sonne, oder sie bricht in den Schauern der letzten und einzigen Vision des Lebens zerschmettert zusammen. Allmählich vertieft sich die Ausgestaltung dieses Gedankens immer mehr vom äusseren Ereignis zum inneren Erlebnis, das in verschwebenden

Gleichnissen sich formt, in höchst irdischen, alltäglichen Bildern, um die doch das Ewige, Alldeutige schimmernd fließt.

Der Doctor Stockmann erwacht von den Toten, indem er zum Volksfeind wird — das wachende Leben breitet sich ihm, gleich der Nora, die erwacht die Hausthür ihrer Totenkammer hinter sich zuwirft. Frau Alving erwacht zur harten Erkenntnis, und mit ihr steigt aus dem Grabe der Gemahl, um das Lebende zu würgen: die progressive Paralyse als gespenstische Ahnfrau. Der Baumeister Solness wird von grausam lüsterner Jugend zum Leben erweckt, um vom Turme zu stürzen. Klein Eyolfs wundersames Elternpaar befreit sich aus lärmender Leere zu der innigen Stille erfüllten Lebens. Auf der Flucht aus dem Grabe bricht John Gabriel in dem Schneefrost lenztrunkener Bergnacht zusammen.

Und in dem Unvergleichliches und Unvergängliches raunenden Epilog seiner dramatischen Wikingerfahrten erwachen die Toten, während die Lawine am Hange das Leichenhemd breitet.

Der 72jährige Dichter hat in seinem letzten Werk,¹⁾ dem letzten der Entstehung und der Absicht nach, sich selbst die Totenglocke geläutet, in ihrem dunklen Tönen sollen wir die eigene Nanie seines Schaffen vernehmen. Was kündigt sie? Wir werden erschüttert von den geheimnisschweren Klängen. Welch Denken birgt sich in dem Klingen, welche Lebensweisheit in den toten Narrheiten, welch fester Ernst in dem über Verwesung tollenden Humor?

Wenn wir Toten erwachen . . . Wenn — was dann?

II.

Das ist, wie immer bei Ibsen, eine ganz simple Geschichte. Ein Bildhauer, der über seiner Kunst vergißt, dass sein Modell ein Weib ist, der dann die erste Beste heiratet, ein frisches Weibchen, das er um sein Lebensrecht narrt, drei Kinderlose. Auch in seiner Kunst gestrandet, trifft er, ein Toter, mit der von seinem Künstleregocismus Gemordeten zusammen. Das Leben braust auf. Sein ehelich Weib läuft mit einem muskulösen Bärenjäger in die Berge, wo es Gottlob nur derbe Umarmungen und keine blassen Kunstgaukeleien giebt. Der Bildhauer aber steigt mit seiner himmlischen Liebe zur Höhe, um dem Leben ein irdisches Hochzeitsfest zu feiern. Zu spät. Das Versäumte lässt sich nicht nachholen. Sie sterben am Ausbruch des Lebens. Also eine gewöhnliche, tausendfältig geschilderte Künstlernovelle — und doch unter des Dichters Hauch zu einem Mysterien-Dom gewachsen, an dessen Wölbungen das ganze stöhnend sehnende Menschendasein ahndevoll hailend flattert.

Und auch die Menschen dieses Epilogs sind von Haus aus selbstverständliche Kinder der heutigen Gesellschaft, mitleidslos beobachtet und sicher nachgeformt: Der ruhm- und goldbehäufte Künstler mit der müden Seele; das unverstandene, weil unbefriedigte Weib, das von dem blutleeren Professor zu dem brutalen Kraftmenschen flüchtet. Dann die in einem zerstörten Liebesleben geistig erkrankte Jugendgenossin des Bildhauers, in unheimlicher Wahrheit hingestellt: man sieht sie leicht in den Irrenhäusern, in den Abteilungen, wo die stillen melancholischen Kranken schleichen, bleich, erloschenen Blickes, von dem einen Gedanken beherrscht, ein Mittel zu finden, das das Leben zu zerstören ver-

¹⁾ Wenn wir Toten erwachen. Ein dramatischer Epilog in drei Akten von Henrik Ibsen. Berlin. S. Fischer, Verlag. Kopenhagen: Gyldendalske Boghandels Forlag (F. Hegel & Søn). 1900.

möchte, ein Messer oder ein Schürzenband, ein Mittel und einen unbewachten Augenblick zur Ausführung der That, wo die harten, unablässig verfolgenden Augen der Wärterin sich zur Seite wenden.

Heisst es Gestalten in Nebel auflösen, weil diese realen Menschen zum Gleichnis werden, weil sie mehr bedeuten, als sie sind, weil der Dichter, der in einer gleichgiltigen Erscheinung des nächsten und gemeinsten Daseins eine Weltstimmung, einen Ewigkeitsinhalt zum Sprechen bringt, das Zufällige vom Tage zum Sinnbild der Zeit steigert? In Ibsens Kunst liegt etwas von dem Wunder der Musik, in der ein strenges, dürres Zahlenverhältnis sich in die Inbrunst Himmel und Hölle durchsuchender Gefühle wandelt. Die visionäre Steigerung des Einfach-Wirklichen, die Ibsens letzte Epoche auszeichnet, bedeutet vielmehr die höchste und sicherste Gestaltungskraft. Es ist keine Auflösung, kein Zerfall, sondern Verdichtung und Verewigung.

Handlung, Menschen, Sprache, wachsen gleichermaßen aus Wurzeln, an denen der Boden klebt, zu den Wunderblüten hervor, in denen Rätselhaftes betäubend duftet. Die Handlung fließt in sinnfälligen theatralischen Bildern dahin, in denen selbst der Decorateur nicht zu kurz kommt. Aber der Theatraliker hat nicht den Dichter totgeschlagen; dieser hat jenen sich gebändigt, zum willigen Diener. Diese Menschen sind nach der Mode von 1900 gekleidet, man hat mit ihnen allen schon gesprochen, nur haben sie uns bisher nicht ihre Geheimnisse offenbart, weil wir kein Dichter sind. Irene, das Modell, die Variétéheldin der Tableaux vivants, die in weissen Tricots ihren nackten Leib zur Schau stellt, ist nichts als eine arme Irre, aber ihr schweifendes Stammeln, das scheinbar nach zufälliger Beobachtung ohne Rücksicht auf die Dichtung übernommen, gliedert sich wie von ungefähr beziehungsreich in den Sinn des Ganzen. Ist diese Wärterin, diese Diakonissin mit den harten, immer wachenden Augen nicht die typische Erscheinung, die uns auf den Treppen und in den Corridoren der Krankenanstalten begegnet? Welche Bildnerkraft, die aus solchem Wesen jenes unheimlich bannende Geschöpf formte, das in dem Drama die erwachenden Toten belauert, aus jeder Thür stumm und unsichtbar hervorstartt, hinter jedem Baum und jedem Fels späht, und nur einmal spricht, die Schlussworte des Dramas, die den von der Lawine begrabenen Lebenssuchern das pax vobiscum nachrufen. Die Rattenmamseil in Klein Eyolf und die Diakonissin im Epilog — nichts Grösseres und Eigenartigeres, als dieser Spukrealismus.

Die gleiche Zauberei endlich in der Sprache! Kein verstiegenes, entlegenes Pathos. Aus trivialstem Conversationston erschliessen sich die tiefen Kelche poetischer Visionen. Im Nüchternsten treibt die Romantik, die das Unausprechbare zu künden scheint. Ein Beispiel:

Professor Rubek; Da kommt mir die Nacht in den Sinn, als wir mit der Eisenbahn hier herauf fuhren —

Frau Maja: Du schließt doch im Coupé.

Professor Rubek: Nicht ganz. Ich merkte, wie still es auf einmal wurde an den vielen kleinen Haltestellen — Ich hörte die Stille, wie du, Maja —

Frau Maja: Hm, — wie ich, ja.

Professor Rubek: Und ich begriff, dass wir nun über die Grenze gekommen waren. Jetzt waren wir richtig zu Hause. Denn an all diesen kleinen Haltestellen hielt der Zug, — obwohl von Verkehr keine Rede war.

Frau Maja: Aber warum hielt er denn? Wenn nichts da war?

Professor Rubek: Weiss nicht. Kein Reisender stieg aus, und keiner stieg ein. Aber der Zug, der hielt trotzdem eine lange endlose Zeit. Und auf jeder Station hörte ich zwei Männer auf dem Perron hin und her gehen, — der eine hatte eine Laterne in der Hand, und sie sprachen miteinander, gedämpft, klanglos, nichtssagend in die Nacht hinaus.

Frau Maja: Ganz recht. Immer gehen da so ein paar Männer hin und her und sprechen zusammen —

Professor Rubek: — von nichts.

Ward jemals ein in Enge und Oede versiegendes Dasein, eine zwecklose Geschäftigkeit um nichts, ein leeres Getriebe, ein inhaltbares Sich-selbst-Verlieren mit solchem Stimmungszauber und solcher Einfachheit in einem von der Strasse gelesenen Bilde dargestellt?

III.

Eine brutale Jagdpartie, auf der man wilde Tiere, über Berge und Klüfte hetzend, mordet und auf gieriger Rast in schmutziger Hütte mit der heissen Jagdgesellin buhlt — oder eine schwärmende Künstlerepisode, die das Leben flieht; ein starker Faun und sinnlicher Freier — oder ein phantastischer Asket und übersinnlicher Bildner: giebt es keine dritte Möglichkeit des Lebens und des Menschentums? Giebt es nur ein Leben in gemeiner roher abenteuernder Kraft oder ein Todeswandeln in blasser, unterirdischer Schönheit?

Ibsens dramatisches Schlusswort ist die Tragödie von dem Puppenheim der Kunst. Die bange Künstlerklage, die aus Goethes Tasso und noch eindringlicher aus Grillparzers Sappho ächzt, das Lied vom verlorenen Leben ist auch Ibsens Künstlerepilg. Nur weigerte sich jenen das Leben, der Bildhauer Rubek aber wehrt es von sich ab. Im Gestalten des Daseins verschmäht er, selber zu sein. Doch die Verachtung des menschlichen Lebens rächt sich schliesslich an seiner Kunst, die in der Verzerrung erstarrt. Ein Toter lebt er mit kaltem Marmor und nassem, schmutzigem Ton, in dieser Höhle der Puppen und Larven, an die er sein Blut vergeudet.

In seinen armen und jungen Tagen hat der Bildhauer Rubek einmal den grossen Künstlertraum geträumt. Er schuf eine Auferstehung. Irene reine Schönheit bot ihm die Nacktheit ihres Leibes, auf dass in seelischer Vermählung das Marmorkind erstünde. Und als das Werk beendet war, da dankte er ergriffen dem Weibe für die herrliche Episode, die es ihm gewährt. Für die Episode! Um dieses Wort verliess Irene den Bildhauer. Sie hat gelechzt nach seiner menschlichen Umarmung, sie begehrte ein wirkliches Kind. Dem Manne aber war sie nur Modell, nur das Mittel einer Künstlerepisode. Sie hätte dem Manne das Messer in den Rücken bohren wollen wegen dieses Wortes, so wähnt Irene später in den verwirrten Vorstellungen ihres erkrankten Geistes. Die Beiden gingen auseinander, zwei Tote mit leerer Brust, und der Tod brach auch in das Puppenheim seiner Gestalten ein. Der Künstler foppte die Menschen mit seinen Portraitbüsten, deren Aehnlichkeit sie bestaunten und mit Gold belohnten, ohne den Hohn zu merken, der in die Menschengesichter blöde Tierfratzen hineinmeisselte.

Der Bildhauer freite sich, reich geworden, auch ein Weib, das erste beste. Warum sollte er nicht auch mit dieser verständnislosen Maja das finden, was man Leben heisst! Auf einen hohen Berg wollte er einst Irene führen, um ihr

alle Herrlichkeiten der Welt zu zeigen. Der Maja spiegelt er die gleiche Zukunft vor. Aber die Schwärmerei ward unterdessen zur Münchhauseniade, der Idealismus zur Lüge. Auch Professor Rubek ist aus Hjalmar Ekdals ewigem unseligem Geschlecht. Gewiss hat er sein Weib, so höhnt ihn Maja, auf den hohen Berg geführt, nur hat er ihr keine Herrlichkeiten gezeigt. In Rubeks Puppenheim stirbt auch Majas frische Sinnlichkeit. Zwei gelangweilte Eheleute bleiben übrig; und Maja hat zudem das Talent, Raubvögeln aus Versehen ins Gefieder zu schiessen.

Dann aber erwacht Maja mit ihrem greulichen Bärenjäger zum Leben, und Rubek schreitet mit Irene jauchzend zur Höhe, wo die Lawine im Hinterhalt liegt.

IV.

Ibsen hatte bisher in dem Verhalten zu seinen Geschöpfen etwas von der Diakonissin seines Epilogs. Er bewacht sie, folgt ihnen, er ist immer um sie, aber er spricht nie selbst. Jetzt am Schlusse seines Schaffens löst er die stummen Lippen, er spricht zum erstenmal, er gesteht und beichtet. Professor Rubek ist nicht mehr bloss eine Figur des Dichters, er ist der Dichter selbst, so sehr er auch diesmal wieder die Creatur seiner Phantasie von sich abbrückt und sich über sie emporhebt. Indem Ibsen sich selbst gestaltet, sucht er doch zugleich die Gestalt sich zu entfremden.

In einer tief sinnigen, wunderbar feinen und wahren Formel versinnbildlicht Ibsen in seinem letzten Werke Wesen und Entwicklung seiner Künstlerschaft.

Den Auferstehungstag wollte Rubek darstellen. Und die Auferstehung sollte verkörpert werden, so sagt er selbst, in dem Bilde eines jungen Weibes, das aus dem Schlummer des Todes erwacht. Sie sollte das edelste, reinste, idealste Weib der Erde sein, die Erwachende. Ohne Verwunderung über irgend etwas Neues oder Unbekanntes sollte das Weib erwachen, aber voll eines heiligen Feuers darüber, sich selbst unverändert wiederzufinden — in den höheren, freieren, froheren Regionen, nach dem langen, traumlosen Schlummer des Todes.

Das ist der Lebenskeim von Ibsens Kunst, wie aller grossen Kunst: der Gedanke der Auferstehung, der Renaissance der Menschheit in der Erhöhung des Einzelnen, das Zukunftsbild des Propheten, der einen neuen Himmel und eine neue Erde schaut.

Aber als Irene nach Vollendung des Werkes den Meister verlässt, verändert er es. Auferstehung, hatte er sich in seiner jungen Unerfahrenheit gedacht, müsste am schönsten und wunderlieblichsten darzustellen sein als ein junges, unberührtes Weib — das von keines Erdenwallens Erlebnissen entweiht — und aller Flecken und Schlacken ledig — zu Licht und Herrlichkeit erwacht. Indess Rubek ward weltklug, als Irene von ihm geschieden. Der kleine runde Sockel, auf dem Irenens Bild schlank und einsam stand, bot nicht mehr Raum für alles, was er nun noch hinzudichten wollte. Er musste das mit im Bilde haben, was er rings um sich in der Welt mit seinen Augen sah. Er erweiterte den Sockel, legte ein Stück der gewölbten berstenden Erde darauf, und aus den Furchen da wimmelt's nun herauf von Menschen mit heimlichen Tiergesichtern, Männern und Weibern — wie er sie aus dem Leben kannte:

Irene: Aber mitten im Schwarm steht das junge Weib in lichter Himmelsfreude? Nicht, Arnold?

Professor Rubek: Nicht ganz in der Mitte. Ich musste leider die Statue nach hinten rücken — der Gesamtwirkung halber, weisst du. Sie hätten sonst zu sehr dominiert.

Irene: Aber der Schimmer verklärter Freude strahlt mir doch noch immer vom Antlitz?

Professor Rubek: Freilich, Irene. In gewissem Sinne wenigstens. Vielleicht ein bisschen gedämpft. Wie's meine neue Idee erforderlich machte.

Irene (steht lautlos auf): Dies Bild drückt das Leben aus, so wie du es jetzt siehst, Arnold.

Professor Rubek: Ja, das mag wohl sein.

Irene: Und in diesem Bilde hast du mich — ein wenig verblasst — als eine Hintergrundfigur — in eine Gruppe gestellt. (Zieht das Messer hervor.)

Professor Rubek: Nicht in den Hintergrund — sagen wir in den Mittelgrund — oder so etwa.

Irene (flüstert heiser): Jetzt hast du dir selber das Urteil gesprochen (Will zustossen.)

Professor Rubek (wendet sich um und blickt sie an): Mein Urteil?

Irene (verbirgt rasch das Messer und sagt dumpf, wie in Qual): Meine ganze Seele — du und ich, — wir, wir, wir und unser Kind waren in dieser einsamen Gestalt.

Professor Rubek (nimmt den Hut vom Kopf und trocknet sich die Schweißperlen von der Stirn): Aber nun höre auch, wie ich mich selbst in der Gruppe dargestellt habe. Vorn an einer Quelle, wie hier, sitzt ein schuld-beladener Mann, der von der Erdrinde nicht ganz loszukommen vermag. Ich nenne ihn die Reue über ein verlorenes Leben. Er taucht seine Finger in das rieselnde Wasser — um sie reinzuspülen — und leidet und krümmt sich bei dem Gedanken, dass es ihm nie gelingen wird. In aller Ewigkeit wird er nicht frei werden, leben und auferstehen.

Das ist der Epilog Ibsens, von ihm selbst gesprochen. Der grösste Dichter unserer Zeit bedarf keines wühlenden Kritikers, und die Ibsenphiloogen mögen von hinnen gehen; sie haben keine Aufgabe mehr. Der erwachende Tote hat sich selbst sein Grablied gesungen, die erschütternde Klage über ein verlorenes Leben, das die Idee der Auferstehung frevelnd in den Hintergrund bannte.

V.

Wenn die Toten erwachen, was dann?

Am Schlusse des Dramas begegnen sich zwei Paare. Maja und ihr Bärenjäger steigen von den Bergen hinab — zu einem Leben in Freiheit, Kraft und Unflat — fern aller Kunst und allen Idealen. Aus der Tiefe empor dringt Frau Majas Jubelgesang:

Ich bin frei! Ich bin frei! Ich bin frei!

Der Gefangenschaft Zeit ist vorbei!

Ich bin frei wie ein Vogel! Bin frei!

An ihnen vorüber steigen die beiden anderen, vom Tode Erwachten, Rubek und Irene, empor durch alle Nebel und dann auf die Zinne des Turmes, die da leuchtet im Sonnenaufgang.

Das ist die dritte Möglichkeit des Lebens, das Reich des Sonnenscheins. Keine freche und rohe Jagdpartie in dem Niedrig-Starken sinnlicher Bethätigung, und kein fahler Totenwandel unter den Puppen der Kunst — in Schönheit leben, das ist die Auferstehung.

Für die beiden Höhenpilger freilich kommt das Erwachen zu spät. Die Sehnsucht jauchzt, im Erwachen für immer erlöschend, das trunkene Wort, das nicht mehr an Gespenstern haftet:

Die Sonne, die Sonne!

Dann begräbt die Lawine die Auferstandenen, wie einst Brand in ihr sein Ende gefunden, und die Diakonissin schlägt über den zum Sterben Wiedergeborenen des Kreuz, den Erlösten, denen nur noch vergönnt war, in Schönheit zu sterben, den Frieden kündend: Pax vobiscum!

Heinrich Heine als Politiker.

Von

Ida Häny-Lux.

(Berlin.)

Es ist so eine fromme Sitte unserer pietätvollen Zeit, dass man jeweilen, wenn 50 oder 100 Jahre verflossen sind, seit ein berühmter Mann sich die Welt zum ersten oder letzten Mal angeguckt hat, seiner gedenkt, indem man ihn — natürlich bildlich genommen — aus der Rumpelkammer hervorholt, fein säuberlich in Ordnung bringt und von allen Seiten beleuchtet, um ihn dann post festum wieder an den alten Platz zu stellen. Es kommt bei dieser Beleuchtung eine erstaunliche Menge Menschentugend und Menschenwert zum Vorschein.

Bei Heinrich Heine war diese Pietät nicht nötig. Wie gerne hätte man in unserem lieben realpolitischen Deutschland ihn in eine Rumpelkammer gesteckt! Zum Unglück ist nun gar sein Geburtsjahr nicht einmal feststehend, und so mussten manche Braven es mit Schmerz erleben, dass eine Anzahl Europäer gar zweimal seinen hundertsten Geburtstag feiern. Ja, seine lieben Landsleute, die ihm in seiner Heimat durchaus kein Denkmal gönnen wollen, können es nicht einmal verhindern, dass er sogar seinen zweiten Jahrestag noch überlebt.

Aber wenn sie ihn auch nicht tot bekommen können, so können sie ihn wenigstens schlecht machen. Und wenn sie auch dem Dichter Heine nicht viel anhaben können, weil das für sie meistens ein zu schwieriges Thema ist, so bleibt immer noch der Mensch, der wohl anzugreifen ist. Denn, mag der Privatmann sich auch einer posthumen Moral entziehen, so ist doch der Parteimann eine Persönlichkeit, die dem öffentlichen Urteil unterliegt. Heine muss als Parteimann betrachtet werden, denn er hat während der besten Jahre seines Lebens die Politik als seine vornehmste Lebensaufgabe angesehen und eine in gewissem Sinne tief eingreifende und zeitweise tonangebende Rolle gespielt.

Die Frage nach der Einwirkung des Milieus ist heute so sehr das A und O jeder biographischen Darstellung, dass es genügt, äussere Thatsachen anzugeben und den Leser die Schlüsse selbst ziehen zu lassen. Kennt man dazu noch die vererbten Eigenschaften, Rasse und Stand genau, so glaubt man auch die Formel zu haben, die auf den Menschen passt; glücklicherweise stimmt es aber nicht immer, und die einzelnen Persönlichkeiten erlauben sich noch Privatnuancen.

Heines Jugend fällt in eine Zeit der crassesten Widersprüche, in der weder auf politischem, noch religiösem, noch litterarischem Gebiet eine vorherrschend starke Strömung zu erkennen ist. Da war nur das Gähren einer werdenden Zeit, das sich schliesslich bis in die einzelnen Individuen geltend machte, dazu

kamen für Heine persönlich noch Widersprüche in der Familie, Reichtum und Armut in nächster Berührung, ein Schwanken in den Erziehungsprincipien und das Moment der nominellen Judenbefreiung, der der thatsächliche Widerhall im Bewusstsein der Zeitgenossen noch fehlte. Doch fühlte sich Heine stets als Deutscher und als Hellene im Gegensatz zu dem nazarenischen Element, unter dem er Judentum und Christentum zusammenfasst, und gerade von diesem Hellenentum aus stellte er sich als Künstler auf den Boden Goethes, als Philosoph auf den Standpunkt Hegels.

In seinen Studienjahren in Bonn machte er begeistert den deutschen Freiheitsrausch mit und war mit Leib und Seele Burschenschaftler, freilich ohne die Nuance der Deutschtümelei, die damals sich schon zeitweise breit machte. Doch empfand er schon an sich die Schattenseiten dieses Treibens und ging mit seinen Wünschen und Freiheitshoffnungen weit über die Ziele hinaus, die seiner nächsten Umgebung vorschwebten. Er wollte mit den Vorurteilen überhaupt brechen und namentlich den alten Privilegien auf den Leib rücken, die eine freie Menschheitsentwicklung unmöglich machen. Er kam auch schon früh deshalb in Collisionen, und es ist nicht zu verwundern, dass er sich eine Zeitlang in seinen Plänen beschränkte und fast ausschliesslich mit der Befreiung der Juden beschäftigte. Seinen Uebertritt zum Christentum im Jahre 1825 betrachtete er selbst als einen Nothbehelf, um sich auf irgend eine Weise zu materieller Freiheit durcharbeiten zu können, er machte nie ein Hehl daraus, dass nur äussere Gründe ihn zu diesem Schritt bewegten. Es war aber auch das umsonst, im Vaterland konnte er keine Stellung finden, und die Abhängigkeit von seinem Onkel bedrückte ihn. Er war sich seines Wertes bewusst, war sich bewusst, dass seine Ziele höher waren, als die der meisten seiner Mitstrebenden; er stiess aber auf allen Seiten auf eine Welt, die ihn missverstand, und er griff zu seiner besten Waffe, dem Spott, der ihm den unversöhnlichsten Hass der Kleinen eintug.

Da brach in Paris die Julirevolution aus. Mit flammender Begeisterung begrüsst sie Heine. Man lese das herrliche zweite Capitel in seinem Buch über Borne! Es litt ihn nicht mehr im engen Deutschland, das er unter dem Schutz von 36 Monarchen weiter schlafen sah. Er suchte das Leben in dem Lebenscentrum, in Paris. Hätte er gewusst, dass er in die Verbannung ging, so wäre er wohl nicht so zukunftsfreudig ausgewandert.

Wie sehr Heine in der ersten Zeit von Paris entzückt war, ist allbekannt. Das Heimweh nach Deutschland, das als leises Beben oder als ironisches Selbstverlachen späterhin durch alle seine Arbeiten klingt, ist einer der rührendsten Züge, die uns den Dichter so lieb machen. Paris bot ihm eben immer nur das, was es jedem Fremden bietet, einen gastlichen Empfang in den Staatszimmern, aber nicht den warmen Platz am häuslichen Herd. Und wenn ihm die Staatspension zu Teil wurde, um derenwillen man ihn so bitter anklagte, so hatte er es weit mehr der Fürsorge seiner Freundin, der Prinzessin Belgiojoso zu verdanken, als einer speciellen Sympathie der Regierung für ihn. Aus einem gewissen Anstandsgefühl heraus hielt er aber späterhin mit seinem Urtheil über Frankreich etwas zurück, rechtfertigte trotzdem nie den Vorwurf der Liebedienerei, der ihm so oft gemacht wurde.

Als Heine in Paris ankam, wusste er erst recht nicht, was er mit sich anfangen solle. Er fühlte, dass er nicht zum Parteiführer geschaffen war, da er nicht die nötige Consequenz der Gedanken, nicht den richtigen Tact und

Reserve dazu besass, und wenn er auch in seinem Innersten das Pathos der Begeisterung hatte, so verfügte er doch nicht über die äussere Pathetik, die der Parteimann braucht, um die Massen mitzureissen. Er war immer mehr Dichter als Politiker, und da er nur mit dem Gefühl ging, war er stets ehrlich. Gefühlspolitik ist aber zuweilen unfruchtbar.

Das, was Heine wollte, ist eigentlich in kurze Worte zu fassen: die persönliche Freiheit auf jedem Gebiet. Mit dieser Forderung zog er einerseits einen weit engeren Kreis um sein politisches Gebiet, als seine Zeitgenossen, andererseits aber ging er damit weiter, als die meisten unter ihnen. Nur der Umstand, dass er diese seine Forderung mit Leidenschaft vertrat, stempelt ihn zum Revolutionär. Er wollte statt der alten Privilegien neue geben, das Vorrecht des Geistes über die Masse und über die Gewalt, und in diesem Sinne kann man ihn einen Republikaner mit aristokratischer Gesinnung nennen. Manchmal freilich erfasst ihn ein plötzlicher heisser Zorn, wie er so beredt in dem Weberlied sich ausspricht.

Heine war zu ehrlich, um seinen Gefühlen irgendwie Zwang anzuthun und sie in die Formel zu bringen, die ihm die Menge gewonnen hätte. Und gerade, weil seine Grundideen so einfach waren, konnte er mit verschiedenen Parteien ehrlich Hand in Hand gehen, bis ihn dann irgend eine hässliche oder lächerliche Seite der Führer zu einem Witz oder einem zornigen Wort hinriss, wodurch er sich überall alle Thüren unwiderruflich verschloss.

Heine war sich aber bald bewusst, dass er politisch nicht ernst genommen wurde, und er litt darunter, obschon er das Unzulängliche in seinen Theorien selbst einsah. Und dennoch füllte die Politik die ersten zwanzig Jahre seines Pariser Aufenthaltes so sehr aus, dass die rein poetische Thätigkeit dagegen in den Hintergrund trat.

Für einen Lieblingsgedanken hat er aber mit aller Macht gewirkt, und da ist sein Verdienst unanfechtbar. Als Dichter, Genie und als Jude fasste er den Freiheitsgedanken als gleichbedeutend mit Kosmopolitismus auf, und er war eifrig bestrebt, die beiden Nationen, denen er angehörte, zu verbinden, den Deutschen suchte er die Grazie und Beweglichkeit der Franzosen wenn nicht zu geben, so doch seelisch verständlich zu machen und für die Franzosen wollte er den Wert des ernsten gediegenen Deutschtums, das sie aus Frau von Staëls *De l'Allemagne* nur oberflächlich kannten, darthun. In Bezug auf Frankreich ist es ihm so weit gelungen, dass kein deutscher Dichter dort so sehr geschätzt und so sehr verstanden wird, wie Heine.

Paris hatte auf Heines politische Ideen einen weitgehenden, wenn auch merkwürdigen Einfluss. Es machte ihn nämlich nicht etwa zum eingefleischten Revolutionär, sondern es gab seinen Anschauungen den einzigen festen Stempel, den sie jemals gehabt. Heine war begeisterter Saint-Simonist. Er nahm aus dem Saint-Simonismus die wirtschaftlichen und im höchsten Sinne ethischen Forderungen. Er zog aus dem Saint-Simonismus die Quintessenz, die nach ihm mancher gläubige Socialist als Devise annahm:

„Wir wollen hier auf Erden schon
Das Himmelreich errichten.

Wir wollen auf Erden glücklich sein
Und wollen nicht mehr darben,

Verschlemmen soll nicht der faule Bauch
Was fleissige Hände erwarben.

Es wächst hienieden Brot genug
Für alle Menschenkinder“

Er hatte eine besondere Sympathie für die Maximen, die Entantn und seine Leute aufs Panier erhoben: Wir wollen die Armen auf die Höhe der Reichen bringen und nicht die Reichen auf die Stufe der Armen erniedrigen u. s. w.

Natürlich waren das damals Utopieen. Aber Utopieen, die einem Dichter ein weites Feld eröffnen. Fünfzehn Jahre lang baute Heine auf diesen Untergrund sein Gebäude auf, und es war ihm ein bitterer Schmerz, als alles in sich zusammenbrach. Im Grund war er immer auf dem Standpunct der Jugend von 1830 stehen geblieben.

Seine politischen Gedanken legte Heine vor allem in den Zeitgedichten nieder, die, obgleich sie sich ausschliesslich gegen Persönlichkeiten und Ereignisse seines Tages richten, also nicht so direct von unserer Zeit verstanden werden, wie es damals der Fall war, eine solche Fülle köstlichsten Witzes, einen solchen Sprühregen Heineschen Geistes enthalten, dass sie auch heute noch wirken; und wehe dem, der damals von Heines Spott betroffen worden. Wenn die Wunde auch nach langer Zeit vernarbte, die Narbe blieb. Und die Zeitgedichte fielen wie Bomben in das Kampfesleben seiner Zeit.

Unter die politischen Dichtungen gehört auch Deutschland, und da bricht wieder sein mehr kosmopolitisches Empfinden gegenüber dem engen Tendenzdichtertum seiner Zeit durch, was ihm auch vielfach den Hass seiner Landsleute eingetragen. Bei dem Besuch in der Heimat, nach dreizehnjährigem Exil, überkam ihn auch noch die Enttäuschung, die keinem erspart bleibt, der in späteren Jahren die Stätten seiner Jugend wieder sieht, und nach dem Aufenthalt in Frankreich kam ihm der deutsche Michel noch weit reactionärer vor, als er ihn sich vorgestellt, und diese Empfindungen drückt er unumwunden aus.

Und dann bricht in beissender Ironie, allen politischen Ideen scheinbar zum Trotz, im Atta Troll der Aristokrat, das Genie wieder durch; Heine hatte, wie Brandes sagt, „die Liebe der grossen Natur für menschliche Grösse und das rein nervöse Entsetzen der feinfühligen Natur vor jeder Mittelmässigkeit überhaupt“.

Atta Troll bedeutet nicht einen einzelnen Dichter sondern die „demokratische“ Philister-Dichtung überhaupt, die da gehorsamst tanzt, um den Anderen eine Freude zu machen, und die auch fein artig vollkommen kunstgerecht tanzt. Heine will wohl der Menschheit das physische Wohlbehagen erkämpfen, aber vor einem Arbeitshaus ohne Schönheit, ohne Ueberfluss schaudert der Künstler in ihm zusammen.

Die Gegner Heines sind übrigens in allen Lagern zu suchen. Alles, was eng ist und beschränkt, findet in ihm gerade das, was ihm am meisten verhasst ist. Unsere Nationaldeutschen können es ihm nicht verzeihen, dass er auch in seinen politischen und volkpsychologischen Anschauungen über die Landesgrenzen hinausging; und auf der anderen Seite werfen ihm manche braven „consequenten Materialisten“ die Bewunderung der grossen Persönlichkeit vor. Diese können seine Verehrung für die gigantische Gestalt eines Napoléon so wenig begreifen, wie jene seine Wertschätzung des französischen Wesens.

Es fällt mir nicht ein, Heine gegen diese Vorwürfe in Schutz nehmen zu wollen. Das erübrigt sich. Wie zu seinen Lebzeiten, so kann auch heute Heine den Reactionären aller Schattierungen und auch den „Unentwegten“ unter den Radicalen nicht behagen. Heine ist stets gerade von denen, die mit ihm gegen die Reaction stritten, mit Misstrauen und Feindseligkeit reichlich bedacht worden. Sein genialer politischer Blick hinderte ihn daran, sich mit den principienfesten Demokraten seiner Zeit so völlig zu verbrüdern. Aber in dem jungen Lassalle erkannte er einen derjenigen, die zu ihm gehören. Er wusste, dass er nichts anderes sein könne, als ein braver Soldat der Freiheit, dass es einer anderen Zeit vorbehalten sei, das zu erfüllen, wovon er geträumt. Und in seiner Matratzen-gruft, müde in den Krankensessel gelehnt, zieht er das Facit seines politischen Wollens und Könnens:

„Verlorner Posten in dem Freiheitskriege,
Hielt ich seit dreissig Jahren treulich aus.
Ich kämpfte ohne Hoffnung, dass ich siege,
Ich wusste: nie komm' ich gesund nach Haus.

... Ein Posten ist vacant! — Die Wunden klaffen —
Der eine fällt, die anderen rücken nach ...“

Der Fall Masaryk.

Ein Zeitbild am Ausgang des XIX. Jahrhunderts.

Von

Heinrich Herbatschek.

(Wien.)

Böhmen ist dasjenige Land, welches den Herrschern Oesterreichs seit jeher viel zu schaffen gegeben hat. Sieht man von den föderalistischen Bestrebungen ab, die nun einmal den Kernpunkt der Forderungen der czechischen Staatsrechtler bilden, so kann jedenfalls nicht geleugnet werden, dass man bei grossen politischen Entscheidungen stets mit einem Auge ängstlich nach Prag schielte oder wiederum — gegebenenfalls — anlässlich „staatsgefährlicher“ Bewegungen die „Länder der böhmischen Krone“ mit mehr als notwendigen Schutzmassregeln bedachte. Kommt es in absehbarer Zeit zu irgend einer Action, sei es auch bloss entfernt revolutionärer Art, dann wird Böhmen allerdings zum Herd, von dem aus die Funken über die Nachbarländer fliegen.

In Böhmen spielte sich gegen Ende des Jahres 1899 eine Dreyfus-Affaire en miniature ab. In Poina, einem Orte mit einigen hundert Einwohnern, fand man eines Tages die Leiche eines Mädchens aus armem, christlichem Hause. Die kurz danach im dortigen israelitischen Bethause gefundenen Kleidungsstücke, sowie andere, völlig unmassgebliche Dinge, welche man mit dem urplötzlich zum Mörder der christlichen Jungfrau gestempelten Juden Hülsner in Verbindung brachte, gaben der judenfeindlichen Presse Veranlassung, aus der geheimnisvollen That einen „Ritualmord“ zu machen. Hülsner wurde zum Tode verurteilt, obgleich seine Schuld nicht vollständig erwiesen worden war. Die journalistische Hetze machte hierauf einer mit nationalen Streitigkeiten untermischten wirtschaftlichen Kampfbewegung Platz. Die jungczechischen Acteure waren auf der politischen Schaubühne kläglich durchgefallen und klammerten sich nun gerne an dem Strohalm, um durch antisemitische Umtriebe die Bevölkerung abzulenken und ihre fallit gewordene Existenz retten zu können. Mitten im tobenden Streit beging die Regierung eine Dummheit. Die von Badeni „verordneten“ Sprachenverordnungen wurden zurückgezogen; die czechischen Abgeordneten bliesen zum Sturm, und der Lärm ging los. „Polna“ hiess die Parole,

unter welcher in Mähren und Böhmen das Volk gegen die „deutschen Juden“ gehetzt wurde, denen die Regierung die Sprachengesetze geopfert habe. In mehr als zweihundert Städten und Dörfern wurden national-antisemitische Demonstrationen, verbunden mit Raub und Plünderung, abgehalten. Die Unbeholfenheit einiger Organe hatte bedauerlicherweise auch zur Folge, dass die zur Aufrechterhaltung der Ordnung herbeigerufenen Gensdarmen Feuer geben „mussten“. Zum Unglück tagte der Reichsrat, in welchem die czechischen Volksvertreter Gelegenheit nahmen, alle Schuld auf die Regierung zu wälzen und durch überlange Reden die beinahe verscherzte Gunst bei ihren Wählern wieder zu gewinnen.

In dieser Zeit erhob der als Sociologe rühmlichst bekannte Prager Universitätsprofessor Th. G. Masaryk seine Stimme und befreite sein Volk teilweise von der schweren Schuld und dem Druck der finstern Mächte. In einer Broschüre legte der Gelehrte dar, dass Geschworene und Zeugen in dem Polnaer Mordprocesse, suggeriert von dem mächtigen Eindruck, von der durch die antisemitische Presse hervorgerufenen Stimmung nicht anders, als in judenfeindlichem Sinn aussagen konnten; dass auf mehrere dem Angeklagten günstige Momente zu wenig Rücksicht genommen wurde, und die ärztlichen Gutachten, welche einer wissenschaftlichen Diskussion hätten unterzogen werden sollen, in unbilliger Weise als für den Urteilspruch ausschlaggebend betrachtet wurden.

Gegen den vorher beliebten und verehrten Lehrer wurde nun ein garstiger Kampf eröffnet. Nicht nur, dass man die jüngsten seiner Hörer als Töte benutzte, um ihn an seiner Thätigkeit zu hindern, die Gegner griffen zu ungleich niedrigeren Mitteln, welche bewiesen, dass es den Leuten nur um die, wenn auch wenig ehrenvolle, Popularität, keineswegs jedoch um Ergründung der Wahrheit zu thun war. In der Campagne, welche gegen Masaryk eröffnet ward, wollten auch die durch jene Broschüre in ihrer fachmännischen Ehre gekränkten Gerichtsärzte den Vorwurf der Befangenheit zurückweisen und häuften nun, anstatt die Zweifel über ihr Gutachten zu zerstreuen, die gleichen Vorwürfe und Beschimpfungen auf den „in jüdischem Sold stehenden“ Gelehrten.

Trotz aller Unbill, welche der hervorragende Mann in diesen schweren Tagen zu erdulden hatte, trat er den Gegnern kühn entgegen. Getreu den Grundsätzen der von ihm ins Leben gerufenen Realistenpartei hielt er die Fahne der freien Denker hoch, liess sich nicht abhalten, der von politischen Agitatoren zu unüberlegten Demonstrationen aufgeregten Jugend im Hörsaal die Unklugheit ihres Vorgehens nahe zu legen und scheute sich nicht, öffentlich für seine vom wahren Geist der Humanität getragene Meinung über den verdammungswürdigen, brutalen Act der Reaction zu vertreten.

Mit dem Vorwurfe des niedrigen Undankes gegen einen grossen Mann der Wissenschaft will die czechische Nation die Schwelle des neuen Jahrhunderts betreten. Ihn, dem vor nicht langer Zeit die Jugend zugejubelt, den die Presse als Verkünder einer neuen erhabenen Lehre gepriesen, hat das Schicksal aller Märtyrer des Geistes ereilt.

Die Affaire entbehrt mit nichten eines politischen Charakters. Die radical-fortschrittliche Partei des Pseudo-Revolutionärs Dr. Baxa suchte seit Langem vergebens nach einem Lockmittel. Die Enunciation Masaryks kam nun wie gerufen. Das bisher verpönte Bündnis mit dem Klerikalismus suchte man durch die „gemeinsame Marschroute“ zu erklären, und so begann der Kampf gegen die Hüter des Fortschritts.

Die Socialdemokraten standen in der Frage natürlich auf Seite Masaryks. Zöllten sie auch sonst den Ansichten des tüchtigen und bedeutendsten österreichischen „Kathedersocialisten“ nicht immer volle Anerkennung, so konnten sie dem mutigen Streiter den Beistand nicht versagen, als es galt, dem verbrecherischen Treiben der Reaction Einhalt zu thun.

Und die Regierung? Ja, wenn nicht die Unruhen blutige Opfer gefordert hätten, wäre kein Wort über den „Fall“ gesprochen worden. So aber liess sich der seither wieder abgedankte Chef des Cabinets herbei, dieselbe Erklärung abzugeben, wie sie seit Jahren von seiten der Regierung nach derartigen Anlässen abgegeben wird. „Man muss Sorge tragen, dass sich solch bedauerliche Vorfälle nicht wiederholen.“

Wohl wahr. Es kann jedoch auch einst der Zeitpunkt eintreten, wo die Regierung nicht mehr in die Lage kommen wird, „derartige Vorfälle zu bedauern“.

Zur Flottenpolitik.

Von

Ernst Frei.

(Berlin.)

Wie man nur dazu gekommen ist, unser Zeitalter ein nüchternes zu nennen! Wer sich die jetzt bei uns herrschende Flottenerregung in Musse beschaut, dem drängt sich mit Gewalt ein anderes Urteil auf: das Zeitalter ist verdammt phantastisch. Ein Taumel hat die Menschen erfasst, wie er seit Längem in unserer Geschichte ohne Gleichen gewesen ist. Sonst recht vernünftige Leute beginnen plötzlich, sich Luftschlösser zu construieren, deren Räume sie für bewohnbar halten. Alle Berechnung, alle Ueberlegung schwinden dahin vor dem Traum einer Weltmachtpolitik, vor dem Phantasma eines Deutschen Colonialreiches.

Die Frage, wie sich ein Socialist zu dem Flottengedanken an sich zu verhalten habe, ist, wenn man von der schon durch die allgemeinen politischen Verhältnisse gebotenen Oppositionsstellung der Socialdemokratie einmal absieht, bis jetzt nicht so einheitlich und zwingend beantwortet worden, dass man eine bestimmte Stellungnahme der Flottenfrage gegenüber bereits zu den „Grundanschauungen“ des Socialismus zählen könnte. So sehr auch alle deutschen Socialisten einig sind in der Ablehnung der Flottenpläne unserer Regierung, so besteht, wenn man die Flottenfrage rein theoretisch nimmt und die gegenwärtige Situation aus der Betrachtung völlig ausscheidet, unter den Genossen keineswegs dieselbe Uebereinstimmung. Das zeigt ein Artikel, den ein Genosse Erich Rother im vorigen Hefte dieser Zeitschrift veröffentlicht hat, und in dem ein der Flottenidee, wenn auch natürlich nicht der gegenwärtigen Flottenvorlage, freundlicherer Standpunct zum Ausdruck gelangt. Aber gerade die Auseinandersetzungen in jenem Artikel fordern ganz energisch zum Widerspruch heraus.

Zunächst muss freilich zugegeben werden, dass auch der radicalste Socialist der Flotte gegenüber nicht die gleichen Argumente vorbringen kann, wie bei dem Landheere. Man mag über die Verfassung des Landheeres hadern. Dass eine Flotte nicht anders, als auf der gegebenen Organisation aufgebaut werden kann, ist klar. Hier kann man die Forderung der Milizverfassung nicht erheben. Hier ist deshalb der Streitpunct ein anderer. Hier dreht sich das Hin und Her der Meinungen darum: Was hat eine Flotte für Aufgaben zu erfüllen?

Unser Handel soll geschützt werden, heisst es da an allererster Stelle. Das hört sich sehr schön an, aber sicherlich weiss kein Mensch genau, wie er sich das eigentlich vorstellt. Untersuchen wir doch einmal diese Forderung etwas näher.

Es ist richtig: der Warenexport ist eine Lebensbedingung der capitalistischen Gesellschaft. Er ist notwendig, um die grossen Arbeitermassen zu beschäftigen; aber er ist ein notwendiges Uebel. Da die steigende Fabrikation für den Export notgedrungen eine Vernachlässigung des Binnenmarktes mit sich führt, wird auch der Arbeiter mehr, und mehr nur noch als Productionsmaschine und immer weniger als Consumant in Frage kommen, so dass billige Löhne zur Notwendigkeit für die Fabrikanten werden. Allein, wie die Dinge nun einmal liegen, ist mit dem Gedeihen der Exportindustrie das Wohl und Wehe der Arbeiterschaft verknüpft. Wenn es daher wahr wäre, dass der Absatz der Waren durch eine starke Flotte eine wesentliche Förderung erfährt, so wäre es Pflicht jeder Arbeiterpartei, für

sie einzutreten. Aber das ist nicht der Fall. Auf dem Weltmarkt gilt in erster Reihe die Billigkeit und die Güte der Ware. Davon hängt die Möglichkeit der Concurrenz ab. Gegen die Billigkeit der Concurrenz helfen keine Kanonen und Panzerschiffe. Dagegen hat man einen anderen Panzer erfunden: den Zollschutz. Will man nun vielleicht die hohen Schutzzölle niederkartätschen? Oder wie stellt man sich das sonst vor? Glaubt man denn wirklich, dass sich Deutschland die Mac Kinley Bill oder die Dingley Bill Amerikas nicht hätte gefallen lassen müssen, auch wenn es eine Riesenflotte gehabt hätte? Und doch hat uns der amerikanische Schutzzoll bedeutend mehr geschadet, als es womöglich ein unglücklicher Krieg hätte thun können. Dasjenige, was hier von Amerika gesagt ist, gilt natürlich auch von England. Wenn die Idee eines Greater Britain zur Wirklichkeit werden sollte, so helfen uns keine Panzer und keine Kanonen; als einziges Mittel bliebe uns dann nur der Versuch einer möglichst geschickten Handelsvertragspolitik.

Nun nehmen wir aber einmal an, es sei der Fall eines Krieges gegeben. Natürlich muss unsere Flotte so stark sein, dass eine Blockierung unserer Häfen verhindert wird. Wenn das gelingt — und dazu reicht auch unsere jetzige Flotte bereits aus — so brauchen wir uns auch nicht mehr um unseren Handel zu sorgen. Denn nichts hindert uns, auf neutralen Schiffen zu exportieren und zu importieren. Allein diese Massregel wird ganz überflüssig sein. Denn im Fall eines Krieges werden in Ländern mit allgemeiner Wehrpflicht Production und Handel ohnehin lahmgelegt.

Von welcher Seite man also die Dinge auch betrachten mag, man findet gar keine Möglichkeit für das Einschreiten einer Flotte zum Schutze oder zur Förderung des Handels. Auch auf der Sucht nach neuen Absatzmärkten sehe ich keine Möglichkeit dafür. Der Traum der Alldrutschen heisst: China. Aber wenn man selbst zugiebt, dass dieses unglaublich dicht bevölkerte Land mit all seiner Massenarmut ein geeignetes Feld für unseren Export wäre, so dürfen wir uns darüber doch nicht hinwegtäuschen, dass wir dort nur die Kastanien für Russland aus dem Feuer holen. Die sibirische Bahn ist das Mittel, das dem russischen Reiche die Vorhand geben muss. Wenn an den Stätten, die diese gewaltige Bahn durchzieht, sich eine reiche Industrie entwickelt haben wird, dann ist die Herrschaft über China diesem Riesenreich gesichert.

Der Wunsch nach einem grossen Colonialreich, den unsere Exporteure hegen, ist an sich sehr berechtigt. Aber wo soll denn dieses Reich liegen? Die Erde ist nun doch einmal verteilt. Wenn sonderbar veranlagte Naturen aus dem bisnerigen Verlauf des Krieges in Südafrika schliessen wollen, dass nunmehr die Liquidation des englischen Weltreiches beginnt, so mag man sich darüber nur beruhigen. Wenn wirklich dieser Koloss zusammenstürzen sollte, wofür jedoch gar keine Anzeichen vorhanden sind, so würden sich die abfallenden Teile zu eigenen Staaten umgestalten, wie Canada, Australien, Südafrika. Nur Indien käme vielleicht in Frage. Aber sicherlich ist auch da für uns nichts zu holen, sondern auch hier steht Russland bereits an der Eingangsthor und wartet, dass sie geöffnet wird.

Nun wird auch behauptet, wir bräuchten eine starke Flotte zum Schutz unserer Colonien. Aber wer beneidet uns denn um unsere paar Inseln und Wüsten? Sie lässt man uns gern. Freilich, wer wertvolle Colonien besitzt, der muss sich rüsten, und deshalb erklärt es sich denn auch, dass die englische Arbeiterschaft für ihre Flotte eintritt. Aber wir? Wir sollten doch endlich

davon ablassen, auf dem Ocean unsere Zukunft zu suchen. Denn unsere ganzen Verhältnisse, namentlich unsere geographische Lage weist uns nach anderer Richtung. Es winkt uns auch Exportgelegenheit in Kleinasien, und es drängt uns, aus der Liquidationsmasse der Habsburgischen Monarchie Deutsch-Oesterreich in unserm deutschen Staatenverband aufzunehmen. Da brauchen wir keine Flotte. Deshalb ist denn auch der Bau der Anatolischen Bahn und ihrer Ausläufer culturell viel wichtiger für uns, wie all die lärmenden Erfolge unserer Ueberseepolitik.

Das ist denn auch der Weg, auf dem wir — vielleicht — zu einem abgeschlossenen Wirtschaftsgebiet gelangen können, wie es Genosse Rother für den socialistischen Staat der Zukunft für so nötig hält. Es ist ja keine Frage, dass abgeschlossenen Wirtschaftsgebieten eine selbständige Politik namentlich in Zollfragen nicht nur erleichtert, sondern überhaupt erst möglich gemacht wird. Aber ich bezweifle, ob solche „vollkommenen“ Staaten für die socialistische Gesellschaft als notwendige Vorbedingungen gelten müssten. Darüber zu discutieren, halte ich für zwecklos. Denn ich glaube, dass noch nicht zwei Socialisten über das Aussehen und die Organisation dieser Gesellschaft die gleiche Ansicht haben dürften. Mein socialistischer Staat kommt jedenfalls auch ohne das aus. Darüber aber mag sich Rother beruhigen: Wenn die Sache so weit ist, so wird Amerika von seinem Ueberschuss an Getreide uns immer noch gern etwas abgeben. Und — vielleicht brauchen wir dann all' das gar nicht mehr, vielleicht hat uns dann die Chemie schon über solche Sorgen hinweggeholfen. Jedenfalls aber ist klar, dass, wenn ein solches abgerundetes Wirtschaftsgebiet durchaus nötig ist, Deutschland sich eben an seine Nachbarländer anschliessen wird. Dass aber die socialistische Gesellschaft durch Kanonen, Panzer und Torpedos aufgerichtet werden könnte, glaubt auch wohl Rother nur schwach.

Die Arbeiterklasse thut gut daran, sich den Flottenplänen gegenüber ablehnend zu verhalten. Sie hat nichts dabei zu gewinnen, aber viel zu verlieren.

Friedrich Engels über Karl Marx.

Zwei Aufsätze aus dem Jahre 1859.

Mitgeteilt

von

Max Nettlau.

(London.)

Am 6. und 20. August 1859 sind in der Londoner deutschen Wochenschrift: Das Volk¹⁾, No. 14 und 16, zwei Artikel, gezeichnet mit der Chiffre **Ω**, erschienen, deren Verfasser, wie man mit der denkbar grössten Sicherheit annehmen kann, Friedrich Engels ist. Engels wohnte damals in Manchester, wo Marx im Juni 1859 ihn besuchte und unter seinen dortigen deutschen Freunden für das Volk um Unterstützung warb.

Die Autorschaft Engels' wird bewiesen durch Inhalt und Stil, sowie dadurch, dass damals (ausser Lassalle) niemand im Stande gewesen wäre, den

¹⁾ Ueber Marx' Verhältnis zu diesem Blatte vide dessen Darstellung in Herr Vogt, London 1860, besonders pag. 59—60 und 155—156.

Marxschen Standpunkt in dieser Weise und in vollster Uebereinstimmung mit Marx selbst darzulegen. Ferner auch dadurch, dass das Volk eine Reihe langer strategischer Artikel über den damaligen italienischen Krieg enthält, die mit derselben Chiffre Ω gezeichnet sind. Die Kriegswissenschaft war bekanntlich Engels Lieblingsthema sein Leben lang, und gerade damals hatte er auch die Broschüre: *Po und Rhein*²⁾ erscheinen lassen, als deren Verfasser er zuerst in den einleitenden Worten einer ersten Erwähnung und eines Auszugs aus Marx' *Zur Kritik der politischen Oekonomie im Volk* vom 4. Juni 1859 genannt wird. Die mit der gleichen Chiffre bezeichneten Kriegsartikel sind unzweifelhaft vom Verfasser der Broschüre, also von Engels. Dieser Beweis dürfte genügen.

Da man heute die Grundlage des Marxismus wieder discutiert, so mögen auch diese verschollenen Artikel mit in Betracht gezogen werden, die meines Wissens seit ihrer ersten Veröffentlichung weder wieder gedruckt noch benutzt oder erwähnt worden sind. Ich lasse sie daher nachstehend im Wortlaut folgen:

Ω . Karl Marx: Zur Kritik der politischen Oekonomie. Erstes Heft. Berlin 1859; Franz Duncker.

I.

Auf allen wissenschaftlichen Gebieten haben die Deutschen längst ihre Eberbürtigkeit, auf den meisten ihre Ueberlegenheit gegenüber den meisten civilisierten Nationen bewiesen. Nur eine Wissenschaft zählte keinen einzigen deutschen Namen unter ihren Koryphäen: die politische Oekonomie. Der Grund liegt auf der Hand. Die politische Oekonomie ist die theoretische Analyse der modernen bürgerlichen Gesellschaft und setzt daher entwickelte bürgerliche Zustände voraus, Zustände, die in Deutschland seit den Reformations- und Bauernkriegen und besonders seit dem dreissigjährigen Krieg auf Jahrhunderte lang nicht aufkommen konnten.

Die Lostrennung Hollands vom Reich drängte Deutschland vom Welthandel ab und reducierte seine industrielle Entwicklung von vornherein auf die kleinsten Verhältnisse; und während die Deutschen sich so mühsam und langsam von den Verwüstungen der Bürgerkriege erholten, während sie alle ihre bürgerliche Energie, die nie sehr gross war, abarbeiteten im fruchtlosen Kampf gegen die Zollschranken und verrückten Handelsregulationen, die jeder kleine Duodezfürst und Reichsbaron der Industrie seiner Unterthanen auflegte, während die Reichsstädte im Zunftkram³⁾ und Patriciertum verkamen — während dessen eroberten Holland, England und Frankreich die ersten Plätze im Welthandel, legten Colonie auf Colonie an und entwickelten die Manufactur-Industrie zur höchsten Blüte, bis endlich England durch den Dampf, der seiner Kohlen- und Eisenlagern⁴⁾ erst Wert gab, an die Spitze der modernen bürgerlichen Entwicklung trat. Solange aber noch der Kampf gegen so lächerlich antiquierte Reste Mittelalter zu führen war, wie sie bis 1830 die materielle bürgerliche Entwicklung Deutschlands fesselten, solange war keine deutsche politische Oekonomie möglich. Erst mit der Errichtung des Zollvereins kamen die Deutschen in eine Lage, in der sie politische Oekonomie überhaupt nur verstehen konnten.

²⁾ Berlin 1859; Verlag von Franz Duncker (64 Seiten 8°).

³⁾ Im Original: Zuchtkram.

⁴⁾ Im Original: Kohlen und Eisenlagern.

Von dieser Zeit an begann in der That die Importation englischer und französischer Oekonomie zum Besten des deutschen Bürgertums. Bald bemächtigte sich das Gelehrten- und Bureaukratenum des importierten Stoffs und verarbeitete ihn in einer dem „deutschen Geist“ nicht sehr creditablen Weise. Aus dem Sammelsurium von schriftstellernden Industrierittern, Kaufleuten, Schulmeistern und Bureaukraten entstand dann eine deutsch-ökonomische Litteratur, die an Fadaise, Seichtigkeit, Gedankenlosigkeit, Breite und Plagiarismus nur am deutschen Roman ein Seitenstück hat. Unter den Leuten mit praktischen Zwecken bildete sich zuerst die Schutzzöllnerschule der Industriellen aus, deren Autorität, List, immer noch das beste ist, was die deutsche bürgerliche ökonomische Litteratur producirt hat, obwohl sein ganzes glorioses Werk von dem Franzosen Ferrier, dem theoretischen Urheber des Continentalsystems, abgeschrieben ist. Dieser Richtung gegenüber entstand in den vierziger Jahren die Freihandelschule der Kaufleute in den Ostseeprovinzen, die die Argumente der englischen Freetrader in kindlichem, aber interessirtem Glauben nachahmten. Endlich unter den Schulmeistern und Bureaukraten, die die theoretische Seite der Disciplin zu behandeln hatten, gab es dürre Herbariensammier ohne Kritik, wie Herr Rau, klugthuende Speculanten, die die ausländischen Sätze ins unverdaute Hegelsche übersetzten, wie Herr Stein, oder belletristisierende Aehrenleser auf dem „culturhistorischen“ Gebiet, wie Herr Riehl⁵⁾. Was dabei denn schliesslich herauskam, war die Cameralistik, ein von einer eklektisch-ökonomischen Sauce angespülter Brei von allerhand Allotriis, wie sie einem Regierungsreferendarius zum Staatsexamen nützlich zu wissen sind.

Während so Bürgertum, Schulmeistertum und Bürokratie in Deutschland sich noch anmühten, die ersten Elemente der englisch-französischen Oekonomie als unantastbare Dogmen auswendig zu lernen und sich einigermassen klar zu machen, trat die deutsche proletarische Partei auf. Ihr ganzes theoretisches Dasein ging hervor aus dem Studium der politischen Oekonomie, und von dem Augenblick ihres Auftretens datiert auch die wissenschaftliche, selbständige deutsche Oekonomie. Diese deutsche Oekonomie beruht wesentlich auf der materialistischen Auffassung der Geschichte, deren Grundzüge in der Vorrede des oben citirten Werks kurz dargelegt sind. Diese Vorrede ist der Hauptsache nach bereits im Volk abgedruckt worden, weshalb wir darauf verweisen.⁶⁾ Es war nicht nur für die Oekonomie, es war für alle historischen Wissenschaften (und alle Wissenschaftler sind historisch, welche nicht Naturwissenschaften sind) eine revolutionierende Entdeckung, dieser Satz: „dass die Productionsweise des materiellen Lebens den socialen, politischen und geistigen Lebensprocess überhaupt bedingt“; dass alle gesellschaftlichen und staatlichen Verhältnisse, alle religiösen und Rechtssysteme, alle theoretischen Anschauungen, die in der Geschichte auftauchen, nur dann zu begreifen sind, wenn die materiellen Lebensbedingungen der jedesmaligen entsprechenden Periode begriffen sind und erstere aus diesen materiellen Bedingungen abgeleitet werden. „Es ist nicht das Bewusstsein der Menschen, das ihr Sein, sondern ihr gesellschaftliches Sein, das ihr Bewusstsein bestimmt.“ Der Satz ist so einfach, dass er für jeden sich von selbst verstehen müsste, der nicht in idealistischem Schwindel festgerannt ist. Aber die Sache hat nicht nur für die Theorie, sondern auch für die Praxis

⁵⁾ Im Original: Riel.

⁶⁾ Siehe No. 5, 4. Juni 1859, Artikel: Karl Marx.

höchst revolutionäre Konsequenzen: „Auf einer gewissen Stufe ihrer Entwicklung geraten die materiellen Productivkräfte der Gesellschaft in Widerspruch mit den vorhandenen Productivverhältnissen oder, was nur ein juristischer Ausdruck dafür ist, mit den Eigentumsverhältnissen, innerhalb deren sie sich bisher bewegt hatten. Aus Entwicklungsformen dieser Productivkräfte schlagen diese Verhältnisse in Fesseln derselben um. Es tritt dann eine Periode socialer Revolutionen ein. Mit der Veränderung der ökonomischen Grundlage wälzt sich der ganze ungeheure Ueberbau langsamer oder rascher um. . . . Die bürgerlichen Productivverhältnisse sind die letzte antagonistische Form des gesellschaftlichen Productionsprozesses, antagonistisch nicht im Sinn von individuellem Antagonismus, sondern eines aus den gesellschaftlichen Lebensbedingungen der Individuen hervorchwachsenden Antagonismus, aber die im Schoss der bürgerlichen Gesellschaft sich entwickelnden Productivkräfte schaffen zugleich die materiellen Bedingungen zur Lösung dieses Antagonismus.“ Die Perspective auf eine gewaltige, auf die gewaltigste Revolution aller Zeiten eröffnet sich uns also sofort bei weiterem Verfolgen unserer materialistischen These und bei ihrer Anwendung auf die Gegenwart.

Es zeigt sich aber auch sofort bei näherer Betrachtung, dass der anscheinend so einfache Satz, dass das Bewusstsein der Menschen von ihrem Sein abhängt, und nicht umgekehrt, gleich in seinen ersten Konsequenzen allem Idealismus, auch dem verstecktesten, direct vor den Kopf stösst. Sämtliche hergebrachten und angewöhnten Anschauungen über alles Geschichtliche werden durch ihn negiert. Der ganze traditionelle Modus des politischen Raisonnierens fällt zu Boden; der patriotische Edelmut sträubt sich entrüstet gegen solch gesinnungslose Auffassung. Die neue Anschauungsweise stiess daher notwendig an, nicht nur bei den Repräsentanten des Bürgertums, sondern auch bei der Masse der französischen Socialisten, die die Welt mit der Zauberformel: *liberté, égalité, fraternité* aus den Angeln heben wollen. Grossen Zorn aber erregte sie vollends bei den deutschen vulgär-demokratischen Schreibern. Trotzdem haben sie mit Vorliebe versucht, die neuen Ideen plagiarisch auszubeuten, jedoch mit seltenem Missverständnis.

Die Entwicklung der materialistischen Auffassung auch nur an einem einzigen historischen Exempel war eine wissenschaftliche Arbeit, die jahrelange ruhige Studien erfordert hätte, denn es liegt auf der Hand, dass hier mit der blossen Phrase nichts zu machen ist, dass nur massenhaftes, kritisch gesichtetes, vollständig bewältigtes historisches Material zur Lösung einer solchen Aufgabe befähigen kann. Die Februarrevolution warf unsere Partei auf die politische Bühne und machte ihr die Verfolgung rein wissenschaftlicher Zwecke damit unmöglich. Trotzdem geht die Grundanschauung als roter Faden durch alle litterarischen Productionen der Partei durch. In ihnen allein ist bei jedem einzelnen Fall nachgewiesen, wie die Action jedesmal aus directen materiellen Anstössen, nicht aber aus den sie begleitenden Phrasen entsprang, wie im Gegenteil die politischen und juristischen Phrasen ebenso aus den materiellen Anstössen hervorgingen, wie die politische Action und ihre Resultate.

Als nach der Niederlage der Revolution von 1848—49 ein Zeitpunkt eintrat, wo die Einwirkung auf Deutschland, vom Auslande aus, mehr und mehr unmöglich wurde, überliess unsere Partei das Feld des Emigrationsgezänks — denn das blieb die einzig mögliche Action — der vulgären Demokratie. Während diese sich nach Herzenslust herumhetzte, sich heute katzbalgte, um

morgen zu fraternisieren, und übermorgen wieder ihre ganze schmutzige Wäsche vor der Welt auswusch, während sie durch ganz Amerika betteln ging, um gleich darauf über die Verteilung der paar erbeuteten Thaler neuen Skandal anzurichten --- war unsere Partei froh, wieder einige Ruhe zum Studieren zu finden. Sie hatte den grossen Vorzug, eine neue wissenschaftliche Anschauung zur theoretischen Grundlage zu haben, deren Ausarbeitung ihr hinreichend zu thun gab; schon deswegen konnte sie nie so tief verkommen, wie die „grossen Männer“ der Emigration.

Die erste Frucht dieser Studien ist das vor uns liegende Buch.

II.

In einer Schrift, wie der vorliegenden, kann von einer bloss desultorischen Kritik einzelner Capitel aus der Oekonomie, von der abgesonderten Behandlung dieser oder jener ökonomischen Streitfragen nicht die Rede sein. Sie ist vielmehr von vornherein auf eine systematische Zusammenfassung des gesammten Complexes der ökonomischen Wissenschaften angelegt, auf eine zusammenhängende Entwicklung der Gesetze der bürgerlichen Production und des bürgerlichen Austausches. Da die Oekonomen nichts anders sind, als die Dolmetscher und Apologeten dieser Gesetze, so ist diese Entwicklung zugleich die Kritik der gesammten ökonomischen Litteratur.

Seit Hegels Tod ist kaum ein Versuch gemacht worden, eine Wissenschaft in ihrem eigenen, inneren Zusammenhang zu entwickeln. Die officielle Hegelsche Schule hatte von der Dialektik des Meisters nur die Manipulation der aller-einfachsten Kunstgriffe sich angeeignet, die sie auf alles und jedes, und oft noch mit lächerlichem Ungeschick anwandte. Die ganze Hinterlassenschaft Hegels beschränkte sich für sie auf eine pure Schablone, mit deren Hilfe jedes Thema zurecht construirt wurde, und auf ein Register von Wörtern und Wendungen, die keinen andern Zweck mehr hatten, als sich zur rechten Zeit einzustellen, wo Gedanken und positive Kenntnisse fehlten. So kam es, dass, wie ein Bonner Professor sagte, diese Hegelianer von nichts etwas verstanden, aber über alles schreiben konnten. Es war freilich auch danach. Indessen hatten doch diese Herren, trotz ihrer Suffisance, so sehr das Bewusstsein ihrer Schwäche, dass sie sich von grossen Aufgaben möglichst fern hielten; die alte Zopf-wissenschaft behauptete ihr Terrain durch Ueberlegenheit an positivem Wissen; und als erst Feuerbach dem speculativen Begriff aufgekündigt hatte, schloß die Hegelei allmählich ein, und es schien, als habe das Reich der alten Metaphysik mit ihren fixen Kategorieen von Neuem in der Wissenschaft begonnen.

Die Sache hatte ihren natürlichen Grund. Auf das Regime der Hegelschen Diadochen, das sich in pure Phrasen verlaufen hatte, folgte naturgemäss eine Epoche, in der der positive Inhalt der Wissenschaft wieder die formelle Seite überwog. Deutschland warf sich aber auch gleichzeitig mit einer ganz ausser-ordentlichen Energie auf die Naturwissenschaften, entsprechend der gewaltigen bürgerlichen Entwicklung seit 1848; und mit dem Modewerden dieser Wissenschaften, in denen die speculative Richtung nie zu irgend welcher bedeutenden Geltung gekommen war, riss auch die alte metaphysische Manier des Denkens bis auf die äusserste Wolfsche Platttheit wieder ein. Hegel war verschollen, es entwickelte sich der neue naturwissenschaftliche Materialismus, der sich von dem des XVIII. Jahrhunderts theoretisch fast gar nicht unterscheidet und meist nur

das reichere, naturwissenschaftliche, namentlich chemische und physiologische Material voraus hat. Bis zur äussersten Platitüde reproducirt finden wir die bornierte Philisterdenkweise der vorkantischen Zeit bei Büchner und Vogt, und selbst Moleschott, der auf Feuerbach schwört, reitet sich jeden Augenblick auf höchst ergötzliche Weise zwischen den allereinfachsten Kategorieen fest. Der steife Karrengaul des bürgerlichen Alltagsverstandes stockt natürlich verlegen vor dem Graben, der Wesen von Erscheinung, Ursache von Wirkung trennt; wenn man aber auf das sehr coupierte Terrain des abstracten Denkens parforcejagen geht, so muss man eben keine Karrengäule reiten.

Hier war also eine andere Frage zu lösen, die mit der politischen Oekonomie an sich nichts zu thun hat. Wie war die Wissenschaft zu behandeln? Auf der einen Seite lag die Hegelsche Dialektik vor, in der ganz abstracten, „speculativen“ Gestalt, worin Hegel sie hinterlassen; auf der anderen Seite die ordnäre, jetzt wieder Mode gewordene, wesentlich wolfsch-metaphysische Methode, in der auch die bürgerlichen Oekonomen ihre zusammenhanglosen dicken Bücher geschrieben. Diese letztere war durch Kant und namentlich Hegel so vernichtet, dass nur Trägheit und der Mangel einer anderen einfachen Methode ihre praktische Fortexistenz möglich machen konnten. Andererseits war die Hegelsche Methode in ihrer vorliegenden Form absolut unbrauchbar. Sie war wesentlich idealistisch, und hier galt es die Entwicklung einer Weltanschauung, die materialistischer war, als alle früheren. Sie ging vom reinen Denken aus, und hier sollte von den hartnäckigsten Thatsachen ausgegangen werden. Eine Methode, die, ihrem eigenen Geständnis nach, „von nichts durch nichts zu nichts kam“, war in dieser Gestalt hier keineswegs am Platze. Trotzdem war sie von allem vorliegenden logischen Material das einzige Stück, an das wenigstens angeknüpft werden konnte. Sie war nicht kritisiert, nicht überwunden worden: keiner der Gegner des grossen Dialektikers hatte Bresche in ihren stolzen Bau schiessen können; sie war verschollen, weil die Hegelsche Schule nichts mit ihr anzufangen gewusst hatte. Vor allen Dingen galt es also, die Hegelsche Methode einer durchgreifenden Kritik zu unterwerfen.

Was Hegels Denkweise vor der aller anderen Philosophen auszeichnete, war der enorme historische Sinn, der ihr zu Grunde lag. So abstract und idealistisch die Form, so sehr ging doch immer seine Gedankenentwicklung parallel mit der Entwicklung der Weltgeschichte, und letztere soll eigentlich nur die Probe auf die erstere sein. Wenn dadurch auch das richtige Verhältnis umgedreht und auf den Kopf gestellt wurde, so kam doch überall der reale Inhalt in die Philosophie hinein; umsomehr, als Hegel sich dadurch von seinen Schülern unterschied, dass er nicht, wie sie, auf Ignoranz pochte, sondern einer der gelehrtesten Köpfe aller Zeiten war. Er war der erste, der in der Geschichte eine Entwicklung einen inneren Zusammenhang nachzuweisen versuchte, und wie sonderbar uns auch manches in seiner Philosophie der Geschichte jetzt vorkommen mag, so ist die Grossartigkeit der Grundanschauung selbst Leute noch bewundernswert, mag man seine Vorgänger oder gar diejenigen mit ihm vergleichen, die nach ihm über Geschichte sich allgemeine Reflexionen erlaubt haben. In der Phaenomenologie, der Aesthetik, der Geschichte, der Philosophie, überall geht diese grossartige Auffassung der Geschichte durch, und überall wird der Stoff historisch, im bestimmten, wenn auch abstract verdrehten Zusammenhang mit der Geschichte behandelt.

Diese epochemachende Auffassung der Geschichte war die directe theoretische Voraussetzung der neuen materialistischen Anschauung, und schon hierdurch ergab sich ein Anknüpfungspunct auch für die logische Methode. Hatte diese verschollene Dialektik schon vom Standpunkt des „reinen Denkens“ aus zu solchen Resultaten geführt, war sie zudem wie spielend mit der ganzen früheren Logik und Metaphysik fertig geworden, so musste jedenfalls mehr an ihr sein, als Sophisterei und Haarspalterei. Aber die Kritik dieser Methode, vor der die ganze officielle Philosophie sich gescheut hatte und noch scheut, war keine Kleinigkeit.

Marx war und ist der einzige, der sich der Arbeit unterziehen konnte, aus der Hegelschen Logik den Kern herauszuschälen, der Hegels wirkliche Entdeckungen auf diesem Gebiet umfasst, und die dialektische Methode, entkleidet von ihren idealistischen⁷⁾ Umhüllungen, in der einfachen Gestalt herzustellen, in der sie die allein richtige Form der Gedankenentwicklung wird. Die Herausarbeitung der Methode, die Marx' Kritik der politischen Oekonomie zu Grunde liegt, halten wir für ein Resultat, das an Bedeutung kaum der materialistischen Grundanschauung nachsteht.

Die Kritik der Oekonomie, selbst nach gewonnener Methode, konnte noch auf zweierlei Weise angelegt werden: historisch oder logisch. Da in der Geschichte, wie in ihrer litterarischen Abspiegelung, die Entwicklung im Ganzen und Grossen auch von den einfachsten zu den complicirteren Verhältnissen fortgeht, so gab die litterargeschichtliche Entwicklung der politischen Oekonomie einen natürlichen Leitfaden, an dem die Kritik anknüpfen konnte, und im Ganzen und Grossen würden die ökonomischen Kategorieen dabei in derselben Reihenfolge erscheinen, wie in der logischen Entwicklung. Diese Form hat scheinbar den Vorzug grösserer Klarheit, da ja die wirkliche Entwicklung verfolgt wird, in der That aber würde sie dadurch höchstens populärer werden. Die Geschichte geht oft sprungweise und im Zickzack und müsste hierbei überall verfolgt werden, wodurch nicht nur viel Material von geringer Wichtigkeit aufgenommen, sondern auch der Gedankengang oft unterbrochen werden müsste; zudem liesse sich die Geschichte der Oekonomie nicht schreiben ohne die der bürgerlichen Gesellschaft, und damit würde die Arbeit unendlich, da alle Vorarbeiten fehlen. Die logische Behandlungsweise war also allein am Platz. Diese aber ist in der That nichts anderes, als die historische, nur entkleidet der historischen Form und der störenden Zufälligkeiten. Womit diese Geschichte anfängt, damit muss der Gedankengang ebenfalls anfangen, und sein weiterer Fortgang wird nichts sein als ein Spiegelbild, in abstracter und theoretisch consequenter Form, des historischen Verlaufs; ein corrigirtes Spiegelbild, aber corrigirt nach Gesetzen, die der wirkliche geschichtliche Verlauf selbst an die Hand giebt, indem jeder Moment auf dem Entwicklungspunct seiner vollsten Reife, seiner Classicität behandelt werden kann.

Wir gehen bei dieser Methode aus von dem ersten und einfachsten Verhältnis, das uns historisch, factisch vorliegt; hier also von dem ersten ökonomischen Verhältnis, das wir vorfinden. Dies Verhältnis zergliedern wir. Darin, dass es ein Verhältnis ist, liegt schon, dass es zwei Seiten hat, die sich zu einander verhalten. Jede dieser Seiten wird für sich betrachtet; daraus geht hervor die Art ihres gegenseitigen Verhaltens, ihre Wechselwirkung. Es werden sich Wider-

⁷⁾ Im Original: identistischen.

sprüche ergeben, die eine Lösung verlangen. Da wir aber hier nicht einen abstracten Gedankenprocess betrachten, der sich in unseren Köpfen allein zuträgt, sondern einen wirklichen Vorgang, der sich zu irgend einer Zeit wirklich zugetragen hat oder noch zuträgt, so werden auch diese Widersprüche in der Praxis sich entwickelt und wahrscheinlich ihre Lösung gefunden haben. Wir werden die Art dieser Lösung verfolgen und finden, dass sie durch Herstellung eines neuen Verhältnisses bewirkt worden ist, dessen zwei entgegengesetzte Seiten wir nun zu entwickeln haben werden u. s. w.

Die politische Oekonomie fängt an mit der Ware, mit dem Moment, wo Producte — sei es im einzelnen, sei es von naturwüchsigen Gemeinwesen — gegen einander ausgetauscht werden. Das Product, das in den Austausch tritt, ist Ware. Es ist aber bloss dadurch Ware, dass sich an das Ding, das Product, ein Verhältnis zwischen zwei Personen oder Gemeinwesen knüpft, das Verhältnis zwischen dem Producenten und dem Consumenten, die hier nicht mehr in derselben Person vereinigt sind. Hier haben wir gleich ein Beispiel einer eigentümlichen Thatsache, die durch die ganze Oekonomie durchgeht und in den Köpfen der bürgerlichen Oekonomie böse Verwirrung angerichtet hat: die Oekonomie handelt nicht von Dingen, sondern von Verhältnissen zwischen Personen und in letzter Instanz zwischen Classen; diese Verhältnisse sind aber stets an Dinge gebunden und erscheinen als Dinge. Diesen Zusammenhang, der in einzelnen Fällen diesem oder jenem Oekonomen allerdings aufgedämmert ist, hat Marx zuerst in seiner Geltung für die ganze Oekonomie aufgedeckt und dadurch die schwierigsten Fragen so einfach und klar gemacht, dass jetzt selbst die bürgerlichen Oekonomen sie werden begreifen können.

Betrachten wir nun die Ware nach ihren verschiedenen Seiten hin, und zwar die Ware, wie sie sich vollständig entwickelt hat, nicht wie sie sich im naturwüchsigen Tauschhandel zweier ursprünglicher Gemeinwesen erst mühsam entwickelt, so stellt sie sich uns dar unter den beiden Gesichtspuncten von Gebrauchswert und Tauschwert, und hier treten wir sofort auf das Gebiet der ökonomischen Debatte. Wer ein schlagendes Exempel davon haben will, dass die deutsche dialektische Methode auf ihrer jetzigen Ausbildungsstufe der alten platt-kannegiessernden, metaphysischen wenigstens ebenso überlegen ist, wie die Eisenbahnen den Transportmitteln des Mittelalters, der lese nach bei Adam Smith oder irgend einem anderen officiellen Oekonomen von Ruf, welche Qual diesen Herren der Tauschwert und der Gebrauchswert machte, wie schwer es ihnen wird, sie ordentlich auseinander zu halten und jeden in seiner eigentümlichen Bestimmtheit zu fassen, und vergleiche dann die klare, einfache Entwicklung bei Marx.

Nachdem nun Gebrauchswert und Tauschwert entwickelt sind, wird die Ware als unmittelbare Einheit beider dargestellt, wie sie in den Austauschprocess eintritt. Welche Widersprüche sich hier ergeben, mag man pag. 20, 21 nachlesen. Wir bemerken nur, dass diese Widersprüche nicht bloss theoretisches abstractes Interesse haben, sondern zugleich die aus der Natur des unmittelbaren Austauschverhältnisses, des einfachen Tauschhandels, hervorgehenden Schwierigkeiten, die Unmöglichkeiten widerspiegeln, auf die diese erste rohe Form des Austausches notwendig hinausläuft. Die Lösung dieser Unmöglichkeiten findet sich darin, dass die Eigenschaft, den Tauschwert aller anderen Waren zu repräsentieren, auf eine specielle Ware übertragen wird — das Geld. Das

Geld oder die einfache Circulation wird nun im zweiten Capitel entwickelt und zwar 1. das Geld als Mass der Werte, wobei dann der im Geld gemessene Wert, der Preis, seine nähere Bestimmung erhält; 2. als Circulationsmittel, und 3. als Einheit beider Bestimmungen als reales Geld, als Repräsentanten des ganzen materiellen bürgerlichen Reichtums. Hiermit schliesst die Entwicklung des ersten Heftes, dem zweiten den Uebergang des Geldes ins Capital vorbehaltend.

Man sieht, wie bei dieser Methode die logische Entwicklung durchaus nicht genötigt ist, sich im rein abstracten Gebiet zu halten. Im Gegenteil, sie bedarf der historischen Illustration, der fortwährenden Berührung mit der Wirklichkeit. Diese Belege sind daher auch in grosser Mannigfaltigkeit eingeschoben, und zwar sowohl Hinweisungen auf den wirklichen historischen Verlauf auf verschiedenen Stufen der gesellschaftlichen Entwicklung, wie auch auf die ökonomische Litteratur, in denen die klare Herausarbeitung der Bestimmungen der ökonomischen Verhältnisse von Anfang an verfolgt wird. Die Kritik der einzelnen mehr oder minder einseitigen oder verworrenen Auffassungsweisen ist dann im Wesentlichen schon in der logischen Entwicklung selbst gegeben und kann kurz gefasst werden.

In einem dritten Artikel werden wir auf den ökonomischen Inhalt des Buches selbst eingehen.⁸⁾

Rundschau.

Oeffentliches Leben.

Genossenschaftsbewegung. In der Stellung der deutschen Arbeiterschaft und insbesondere ihrer officiellen Vertretung, der Socialdemokratie, zu den Genossenschaften — speciell den Consumgenossenschaften — hat sich seit einigen Jahren eine Wandlung vollzogen. Noch bis vor Kurzem durfte kein überzeugter Parteigenosse von den Consumvereinen anders, als höchstens im Tone mitleidiger Anerkennung für ihre Verdienste um eine kleine Hebung der Lebenshaltung der arbeitenden Classen sprechen, — allenfalls noch der „Erziehung zur Barzahlung“ eine lobende Erwähnung widmen — wenn er nicht des Verrats an dem Princip des politischen Classenkampfes, anarchisteinder Neigungen, oder — bestenfalls — der Unreife und der Utopisterei geziehen sein wollte. Die Theilhaberschaft der Parteigenossen an den Consumvereinen war mehr eine geduldete, als eine gern gesehene, da stets die Befürchtung vorlag, dass nicht ganz sattelfeste Socialisten durch die gefährliche Berührung mit dem Mammon, der sie in diesen Vereinen ausgesetzt waren, um die Unschuld ihrer

socialistischen Ueberzeugung gebracht werden könnten, und zu schnöden Dividendenjägern herabsinken oder gar — noch schrecklicher — zu „kleinen Capitalisten“ aufsteigen würden.

Das alles hat sich, wie gesagt, im Laufe weniger Jahre sehr geändert. Die Lehre von der Bedeutungslosigkeit der Consumgenossenschaften für den Emancipationskampf des Proletariats ist kein Parteidogma mehr. Eine ganze Anzahl hervorragender Parteigenossen hat ihrer Ueberzeugung dahin Ausdruck gegeben, dass den Consumvereinen eine wichtige Rolle bei der Umwandlung des privatcapitalistischer Eigentums in socialistisches zufallen werde. Die Genossenschaftsfrage, die man schon auf dem Berliner Parteitage für immer abgethan glaubte, ist mit einem Male wieder actuell geworden. Und als eine schöne Etappe auf dem Wege zur vollen Anerkennung der Genossenschaften muss die Bebel'sche Resolution von Hannover gelten, die den Genossenschaften zwar noch keine „entscheidende“ Bedeutung, für die Befreiung der Arbeiterclassen aus den Fesseln der Lohnsklaverei beimisst, aber doch ihre Fähigkeit, in der wirtschaftlichen Lage ihrer Mitglieder Ver-

⁸⁾ Dieser dritte Artikel ist nicht mehr erschienen, da das Volk mit der den zweiten Artikel enthaltenden Nummer (No. 16, vom 20. August 1859) zu erscheinen aufhörte, wie in dem Exemplar, das sich im British Museum befindet, handschriftlich bemerkt ist.

besserungen einzuführen, sowie die Arbeiterklasse zur selbständigen Leitung ihrer An gelegenheiten zu erziehen, anerkennt. Ein grosser Fortschritt gegenüber der öden Unfruchtbarkeit der Berliner Resolution!

Haut in Hand mit diesen theoretischen Fortschritten ist aber auch eine stete Ausbreitung des Genossenschaftsgedankens in der Praxis gegangen. Ueberall schiessen in jüngster Zeit neue Genossenschaften hervor. Besonders die grossen Städte, die noch keine Consumvereine hatten, wie Hamburg, Barmen, Mainz, Frankfurt a. M., Mannheim u. a. be eilen sich oder haben sich beeilt, diese Versäumnisse nachzuholen. Wenn nicht grosse politische Ereignisse eintreten, die das Interesse und die Thatkraft der deutschen Arbeiterscha't auf andere Dinge lenken, so werden wir vielleicht in den nächsten Jahren ein Genossenschaftsieber bei uns erleben, in dem das deutsche Proletariat mit mächtiger Energie den Vorsprung einholen wird, den das englische und belgische in jahrelanger treuer Pflege des genossenschaftlichen Gedankens gewonnen haben.

Was aber an diesen jungen Gründungen am bemerkenswertesten und interessantesten erscheint, das ist die ganz neue Auffassung von den Aufgaben und Zielen der Consumvereine, — die schon äusserlich in den Statuten — ihre Urheber beseelt. Während bei den älteren deutschen Consumvereinen die Erringung einer Dividende, und zwar einer möglichst hohen, als das einzige, oder wenigstens der einzige bewusste Zweck erscheint, wird bei den neuen die ganze Dividendenzahlung überhaupt mehr als ein notwendiges Uebel angesehen, das sich eben nicht umgehend lässt, wenn man die grossen Massen, die für allein ideale Ziele nicht zu begeistern sind, heranziehen will, das aber nach Möglichkeit einzuschränken ist. Dagegen sind diese idealen Ziele, als deren letztes sich die Eroberung der wirtschaftlichen Macht durch die Arbeiterklasse bezeichnen lässt, für die Gründer der Genossenschaft die Hauptsache. So wird auch die Errichtung von Productionswerkstätten, als Mittel zu diesem Zwecke, von Anfang an mit bewusster Absicht erstrebt und ein gewisser Teil des Reingewinns für diese Aufgabe reserviert, während die alten Genossenschaften gewissermassen nur auf empirischem Wege, durch die Macht der Thatsachen ge nötigt, zur Selbstproduction, und zwar in sehr beschränktem Umfange, gelangt sind.

So sehen wir denn in der deutschen Genossenschaftsbewegung, sowohl in theo retischer, als auch in praktischer Beziehung überall frisches pulsierendes Leben; überall

tauchen neue Probleme, neue Strömungen auf. Diesen Erscheinungen gegenüber ergibt sich die Notwendigkeit einer Registrierung ganz von selbst. Wir glauben deshalb dem Wunsch unserer Leser entgegenzukommen, wenn wir von jetzt ab regelmässig eine Genossenschaftliche Rundschau veröffent lichen, in der — in gedrängter Kürze — einerseits über wichtige theoretische Fragen sowie litterarische Veröffentlichungen berichtet werden, andererseits versucht werden soll, eine Uebersicht über die praktische Ent wicklung des Genossenschaftswesens im In- und Auslande, verbunden mit statistischen Berichten, zu geben. Bei dem überwiegenden Interesse, das augenblicklich gerade die Ent wicklung der Consumvereine in Deutsch land in Anspruch nimmt, werden wir uns hauptsächlich auf die Berichterstattung über diese Seite der Bewegung concentriren, doch sollen gelegentlich auch andere Formen des Genossenschaftswesens, vor allem die landwirtschaftlichen Genossenschaften, Berücksichtigung finden. — Mittellangen aus dem Leserkreise, die uns in der hier skizzierten Aufgabe unterstützen, sehen wir jederzeit mit Dank entgegen.

Gerhard David.

Wissenschaft.

Naturwissenschaft und Technik. Das Jahr 1899 hat der Chemie eine nicht un wesentliche Bereicherung in der Entdeckung von vier neuen Gasen als Bestandteile der Atmosphäre gebracht. Professor Ramsay suchte seit 1896 beständig nach einem Element, das im periodischen System seine Stelle zwischen Helium und Argon haben musste, für das er daher das Atomgewicht 20 bei einem specifischen Gewicht 10 vermutete. Da die verschiedensten Methoden nirgends, weder auf der Erde noch in den Gestirnen, ein unbekanntes Element nachwies, so beschloss er eine erneute Untersuchung der Luft, die man in der jüngsten Zeit in Gassen zu verflüssigen gelernt hatte. Fractionierte Destillation dieser Flüssigkeit, hofft er, würde ihn zum Ziele führen. Als er etwa einen Liter der Flüssigkeit verdampfte, erhielt er auch als Rückstand ein bis dahin unbekanntes Element, das jedoch nicht das gesuchte war, denn es war schwerer als Argon. Ramsay nannte es Krypton.

War das vermutete Element überhaupt in der Luft vorhanden, so jedenfalls in so geringen Mengen, dass es bei der Destillation der Luft nicht nachweisbar war. Dieser Um stand führte zu dem Versuch, zunächst ein mal den Sauerstoff und Stickstoff der Luft zu beseitigen und den Rest, also Argon, zu

verflüssigen und der fractionierten Destillation zu unterwerfen. Ramsay stellte daher Argon in einer so grossen Menge her, dass er nach der Verflüssigung etwa 15 Liter Flüssigkeit hatte. Bei der Verdampfung destillierte zunächst thatsächlich ein leichteres Gas, das sich im Spectralapparat als ein bisher unbekanntes Element von den gesuchten Eigenschaften erwies; Ramsay nannte es Neon. Ausserdem aber schied sich an den Wänden des Gefässes, in welchem das reine Argon als klare, farblose Flüssigkeit zurückblieb, ein fester Körper ab, der sich bei näherer Spectral-Untersuchung nach Vergasung ebenfalls als ein bisher noch unbekannter Körper erwies. Dieses Element, das noch schwerer ist, als das Krypton, wurde Kenon genannt. Mit der Entdeckung dieser Gase dürften die Bestandteile der Atmosphäre nunmehr wohl vollständig zu unserer Kenntnis gekommen sein.

Die genannten Entdeckungen waren nur möglich, weil, wie gesagt, in den letzten Jahren die Erzeugung tiefer Temperaturen solche Fortschritte gemacht hatte, dass die Verflüssigung der Luft ohne erhebliche Schwierigkeit zu erreichen ist. Es geschieht das bei einer Temperatur von -190° . Man hat noch tiefere Temperaturen erzeugt, bis an -240° . Aber es ist klar, dass man dabei nicht mehr von Temperaturen der Celsiusala sprechen kann. Wo das Luftthermometer versagt — und das geschieht, wenn die Luft flüssig wird — bestimmt man die Temperaturen durch die Aenderungen des galvanischen Leitungswiderstandes eines Platindrahtes oder durch die Aenderungen der elektromotorischen Kraft eines Thermo-Elementes. Man kann im Bereich der Temperaturen, die mit dem Luftthermometer erfassbar sind, eine Beziehung zwischen diesen Grössen und der Temperatur aufstellen, und indem man diese Bezeichnung als allgemeingiltig annimmt, kann man noch tiefere Temperaturen messen. Aber es ist klar, dass eine solche Extrapolation keine Zahlen liefern kann, die der durchs Luftthermometer definierten Temperatur entsprechen. Die verschiedenen Methoden werden auch keine mit einander übereinstimmenden Zahlen liefern, sondern jede enthält eine besondere Temperaturdefinition. Somit verliert auch die Zahlenangabe -273° für den sogenannten absoluten Nullpunkt, die ja lediglich durch die Zusammenziehung resp. Ausdehnung der Luft gewonnen ist, jede Bedeutung. Es ist das zwar keine neue Entdeckung; doch ist dieses Verhältnis durch die Anwendung der tiefen Temperaturen und die dadurch herbeigeführten Entdeckungen

sehr vielen erst zum klaren Bewusstsein gebracht worden.

Umfangreiche Arbeiten sind im vergangenen Jahre im Anschluss und Ausbau der Röntgenschen Entdeckung gemacht worden. Bald nachher wurden bekanntlich von Becquerel in uranhaltigen Mineralien Strahlen von ähnlicher Wirkung, wie die der X-Strahlen, nachgewiesen. Durch die Arbeiten des Ehepaares Curie in Paris wurde es wahrscheinlich gemacht, dass die wirksame Substanz nicht sowohl das Metall Uran ist, als vielmehr zwei noch unbekannte sehr flüchtige Stoffe, deren einer von dieser Eigenschaft der starken Strahlenausendung den Namen Radium erhielt, während der andere zu Ehren der Frau Curie — sie ist eine Polin — Polonium genannt wurde.

Was das Wesen dieser Becquerel-Strahlen sowie der Röntgen-Strahlen betrifft, so ist es nicht unwahrscheinlich, dass es sich hierbei um sehr weit im Ultravioletten liegende Aetherwellen handelt; wenigstens ist keine Eigenschaft bekannt, welche mit dieser Annahme im Widerspruch stände. Dagegen handelt es sich bei den Kathodenstrahlen wahrscheinlich um ponderable Materie, die an der Kathode negativ geladen und geradlinig fortgeschleudert wird. Diese Annahme wurde nach den Versuchen von Hertz und Lenard vor etwa 10 Jahren fallen gelassen, weil sie Kathodenstrahlen auch ausserhalb der Glasröhren bekamen. Durch mehrere Arbeiten von Kaufmann und anderen aus dem vergangenen Jahre hat sie jedoch wieder starke Stützen gewonnen; wahrscheinlich handelte es sich bei jenen älteren Verrüchen gar nicht um Kathodenstrahlen, die durch die Glaswand der Röhre gegangen waren, sondern um X-Strahlen, die von dieser Wand ausgingen.

Bruno Borchart.

Kunst.

Giovanni Segantini. Man sprach kaum von seiner kurzen Krankheit, die Nachricht von derselben war kaum zu seinen fern weilenden Freunden gelangt, als wie ein Blitzstrahl die Todesnachricht hereinbrach und eine Verblüffung erzeugte, in welcher einen Augenblick der Kummer zu verstummen schien. Und die Verblüffung war wohl berechtigt bei jenen, die ihn kannten, wie er war: gesund, stark, glücklich, ihn, der mit kaum vierzig Jahren alle Freuden dieser Erde erobert, den Ruhm begriffen und ein an ideale Vollkommenheit streifendes Leben geführt hatte. Man sagt, dass er durch über-grosse Arbeit, durch die Rauheit des Klimas drüben auf den höchsten Alpengebieten ge-

storben sei, wohin er gezogen war, um dem unzulänglichen Schnee das Geheimnis seiner Reinheit zu entlocken; aber nein, es ist nicht wahr, nicht daran ist er gestorben! Er war einer jener Vorherbestimmten, die kurze Zeit liebe- und lichterfüllt durch fast geheimnisvolle Sphären neben uns einerschreiten, uns das Ziel zeigen, und die wir plötzlich verschwinden sehen, und zwar nicht auf der absteigenden Linie allgemein menschlichen Lebenslaufes, sondern eiligst entrissen, gleich jenen alten Propheten, die Gott im Augenblick ihres höchsten Ruhmes auf einem feurigen Himmelswagen zu sich rief. Das sind die, die uns den Weg zeigen, sie, die Meilensteine auf unserer Wanderschaft, die uns die ernste Mahnung erteilen: Wir arbeiten nicht für uns! — Jedes Jahr verschwindet einer von ihnen! Und die teuren Schatten gleiten dahin und bestärken unseren wankenden Glauben, und bei jedem neuen Verlust müssen wir mit gläubiger Andacht die prophetischen Worte, die einer von ihnen sprach, wiederholen:

Die Erde ist kein Thränenthal,
 Sie ist ein hoher Berg voll Licht.
 Man stürzt; was thut's? Wenn andere
 klimmen
 Mit neuer Glut den Berg hinan?

Nur so können wir das unendliche Unglück von dem Tode eines Grossen entgegennehmen, uns vor den dunklen Gesetzen beugen und die Erbschaft seines Ideals antreten, um stets hochzuhalten.

Vor wenigen Jahren erst ist der Name Segantini in jenen Kreis eingetreten, der Geheiligte und Weltliche, Verständige und Laien aufnimmt. Seine Werke, die im Ausland früher, als in Italien, geschätzt wurden, und um die sich die englischen und deutschen Museen rissen, erlangten in Mailand, wo er oft ausstellte, den furchtsamen Achtungserfolg jener, die ihrer Meinung nicht ganz sicher sind, und da sie sich weder entscheiden, begeistert zu loben, noch offen zu tadeln, von der Zeit die unwiderrufliche, sie jeder Verantwortlichkeit enthebende Färbung erwarten. So war es mit Previati, Pellizza, Troubezkoj, mit all jenen, die in der Kunst ein eigenes Wesen auszudrücken bestrebt sind, die arbeiten und umarbeiten und irren und wieder umzuarbeiten beginnen, die unruhig und nicht zu befriedigen sind, den leichten Erfolg verachten, dessen sich die Mittelmässigen erfreuen, aber auch die bequemen, schon ausgefahrenen Geleise, in denen so viele andere vor ihnen schritten. Der Eindruck, den die Werke Segantinis auf einen unvorbereiteten Beschauer machen, ist, — dies muss man gestehen —, fast der

der Ueberraschung, und viele seiner Verehrer gestehen frei, das erstemal ein ähnliches Gefühl empfunden zu haben, das sich später unter dem allmählichen Verständnis dessen änderte, was der Maler durch alle jene Mittel ausdrücken wollte, die ihm eine tiefe Liebe zur Natur gemeinschaftlich mit einer heissen, belebenden und idealen Phantasie verliehen hat.

Wie die künstlerische Vision sich in reinem Seelenbedürfnis während der verschiedenen Perioden seines Innerlebens entwickelt hat, kann man an der Reihenfolge beobachten, in der seine Bilder entstanden sind, von dem Kirchenbilde zu Sanct Antonio an, wo den Jüngling nichts als eine wunderbare Lichtwirkung beschäftigt, bei der Jungfrau, die seine ersten Jünglingstraume beschattet, vorüber bis zu jenem zarten und rührenden Kuss am Kreuze (*Bacio alla croce*), in welchem der heilige Gefühlsausdruck, der das Ave Maria schaffen sollte, schon die ganze suggestive Kraft ausstrahlt, die in der Folge aus stets reicheren Quellen schöpft und sich auf eine kühne und sichere Technik stützt; dieser Technik weiss er von da an zuerst bei den Künstlern, dann bei der Menge mit der ganzen, an der Wahrheit des eigenen Ideals entflammten Energie Anerkennung zu verschaffen. Und sein ganzes Leben beweist klar, dass der künstlerische Schaffensdrang in ihm von jener äussersten Aufrichtigkeit beseelt war, die kein anderes und höheres Gesetz kennt.

Ich habe an andern Orten von der traurigen und romantischen Kindheit Giovanni Segantinis erzählt, der kaum älter als sieben Jahre, vom Hause loh und sich bei einer Bauernfamilie vermietete, die ihm das Vieh zu hüten gab. Nicht viel anders begannen Giotto, Mantegna und Sixtus V. In diesen bescheidenen Anfängen vieler Männer, die sich durch Genie und Glück auszeichnen, finden wir eine stete Berufung auf die Bedeutung der persönlichen Energie als Element der Lebenskunst, über welche wir alle mit Nutzen oder doch wenigstens reuig nachdenken sollten. Und wenn es wahr ist, dass — was ich fest glaube — in der Empfindungsfähigkeit mehr als im Studium der Genius reift, so musste das empfängliche Temperament Segantinis ihm widerbar zu Siegen verhelfen. Ich kenne nichts Zarteres, als seinen ersten Schritt zur Zeichenkunst. Ein Kind aus der Nachbarschaft war gestorben, und die weinende Mutter rief aus: „Wenn ich doch wenigstens sein Bild hätte!“ — Dies genügte, um im klugen Kopfe des Kindes die Idee reifen zu lassen, jene Mutter zu trösten, und er schickte sich an, mit rohem

Blei die Züge der kleinen Verstorbenen auf dem Papier wiederzugeben. Der ganze Segantini liegt darin, sein Herz und sein Genie! Aber der geheimnisvolle Stern seines Schicksals rief ihn. Er verliess auch das Haus der Bauern und schrieb sich nach vielen Wechseln, einem Aufenthalt in Mailand, von wo er wenige Jahre vorher weggegangen war, schliesslich in Brera in die Zeichenschule ein. Dort hatte er Bugatta zum Gefährten, einen bizarren phantastischen Kopf, von dem man noch heute schwarze Möbel mit weissen Seidenfranzen und seltsamen Mustern bewundert, die an den Palast eines orientalischen, grausamen und wollüstigen Fürsten erinnern. Damals nahm auch sein Traum von der blonden Jungfrau in der lieblichen Erscheinung von Bugattas Schwester Gestalt an, und sie liebten sich und vereinigten sich auf immer.

Mit seinem ausgeglichenen Temperament, seiner gesunden Seele und dem ebenso gesunden Körper von kräftiger Gebirgsrasse kannte er nicht die aufreibenden Kämpfe, denen heutzutage so viele kraftlose und eitle junge Leute unterliegen. Er hatte „aristokratische Instincte“ im edelsten Sinne des Wortes. Er strebte zu den Höhen, um sich zu erheben, und nicht um sich sehen zu lassen. Sein Abscheu vor dem Gewöhnlichen trug ihn die Einsamkeit zu, aber es war nicht die Einsamkeit des verbitterten Menschenfeindes, sondern jene des Künstlers, der seine Einsiedelei mit den edelsten Gefühlen, der heiligsten Begeisterung belebt.

Von den lachenden Brianzer Hügeln, wo er die ersten Jahre seiner Ehe verlebte, wo sein Gotthard zur Welt kam, wo er die lieblichen Idyllen: Der Letztgeborene, Die erste Messe malte, ging er nach Savognino in den Graubündner Alpen, und dort schien sein Pinsel eine neue Kraft, eine grössere Naturanschauung zu gewinnen. Von dort aus gab er uns: An der Bahre, Die beiden Mütter, Die Schafschur und eine Menge anderer origineller Bilder; und in allen lag ein rastloses Streben, eine wunderbare Auffassung der Wirklichkeit, die den mächtigen Hauch seines Idealismus belebte. Als er die Graubündner Alpen mit dem Engadin, dem hohen Malojapass vertauscht hatte, schwang sich seine Inspiration zu noch höheren Sphären auf.

Bei den letzten Ausstellungen in Mailand, Florenz, Venedig und München drangen die Bilder Segantinis endgiltig durch. An den Titeln: Die schlechten Mütter, Der vom Glauben getröstete Schmerz, Die Jugend am Lebensquell, Die Heimkehr ins Vaterland, sah man, dass der erste Urheber des Künst-

werkes, die Gemütsbewegung, immer dieselbe war, aber das Streben, die Sehnsucht nach Vollkommenheit sind grösser. Es ist nicht leicht zu sagen, wie sich sein Geist noch entwickelt hätte; gewiss gehörte er zu der auserwählten Schar jener Menschen, die tagtäglich etwas ihrem Ideale hinzufügen und dabei von jenem innersten Bedürfnis, noch Besseres zu leisten, getrieben sind, das einzig und allein die hervorragenden Wesen schafft.

Diese seltene Eigenschaft des Fortschreitens begegnete in Segantini einer anderen ebenso seltenen und ebenso kostbaren: dem inneren Gleichgewicht. Ein plumper Irrtum lässt nur allzuoft annehmen, dass Genie und Ueberspanntheit von Natur aus Geschwister seien. Leider kommt dies manchmal vor, aber nur, wenn der geniale Mensch nicht vollkommen ist. In ihm herrschte vollkommenes Gleichgewicht; er ging von seiner Kunst zu seinem Leben mit dem regelmässigen Wellenschlag der Ebbe und Flut bei ruhigem Meer. Er selbst sagte, dass er seit seiner Kindheit nie ganz froh und nie ganz traurig gewesen sei; der Schmerz war nie gross genug, um ihn unglücklich, die Freude nie reich genug, um ihn sorglos zu machen, denn über allen äusseren Ereignissen stand mächtig sein Gewissen. So wählte er einen hohen Berg zur Wohnstatt, giebt sich der Kunst und der Familie hin, lebt für beide ausschliesslich, mit allen seinen Fasern, und umgiebt sich in seiner Einsamkeit mit einem raffinierten Luxus, der ihm in jenem zwischen den Gletschern verlorenen Thule die strenge Majestät eines Königs verleihen musste.

Und jetzt hat der König den Becher von sich geworfen, an den die Muse ihre göttlichen Lippen gelegt hatte.

Wer wird ihn holen?

Neera.

Bücher.

Johann von Bloch: Der Krieg. Uebersetzung des russischen Werkes des Autors: Der zukünftige Krieg in seiner technischen, volkswirtschaftlichen und politischen Bedeutung. Berlin 1899; Verlag von Puttkammer & Mühlbrecht.

Der Krieg! Unter solch sensationellem Titel erschien bekanntlich ein monumentales sechsbändiges Werk von ungeheurem Umfang, das den russischen Staatsrat von Bloch zum Urheber und den Zaren zum Gönner hat. Ueber einen von der Deutschen Friedensgesellschaft herausgegebenen Auszug desselben ist bereits in diesen Blättern berichtet worden (Soc. Mon., 1899, pag. 307). Als uns das Werk durch Frau von Suttner vom

verehrten Verlasser übermittelt wurde, gingen wir mit misstrauischem Vorurteil an die Lectüre heran, vor der uns ein Oberst geradezu gewarnt hatte, als vor einer blossen ordnungs- und geistlosen Compilation, wie wir bald erkennen würden. Nun, wir erkennen nur wieder die Voreingenommenheit aller Militärs in Dingen, die ihren Standesberuf verletzen, und gewinnen durchaus gegenteiligen Eindruck. Wenn sich anfänglich mit aufrichtiger Bewunderung so unendlichen Fleisses der Zweifel mischte, ob ein vollkommener Laie wirklich aus dem Stegreif etwas Grundlegendes und Wesentliches zu dieser wichtigen Frage beibringen werde, so ward der Zweifel bald beseitigt und löste sich in gerechtes Erstaunen über die lichtvolle, grossartige Composition, mit welcher Bloch ein unabsehbares Material durch- und verarbeitet. Kein Gebiet des grossen Gegenstandes liess er unberücksichtigt, weder technisch noch taktisch, weder finanziell noch psychologisch. Auch die historische Entwicklung in allen Zweigen gab er mit hinreichendem Wissen. Es will nichts bedeuten, dass hier und da Schnitzer und Unrichtigkeiten sich einschoben, im Interesse des sonst so gründlichen Werkes möchten wir aber auf Säuberung und Ausmerzungen dringen, indem wir Einiges anführen. Die Preussen nach Austerlitz — soll heissen Auerstädt —; Macdonald bei Wagram durch Eintreffen der Division Davoust gerettet — das Marschallcorps Davoust kämpfte am entgegengesetzten Flügel und lange vor Macdonald; die Gardedragonen entscheiden bei Rezonville die Schlacht — die Attacke scheiterte und entschied nicht; bei Gravelotte jede Partei 180 000 stark — in Wahrheit rund 200 000 Deutsche gegen rund 120 000 Franzosen; Divisionen Sisset, Tirier, Moutholon — soll heissen Cisse, Tixier, Monthaudon. Auch verloren die Deutschen nicht über 6000 Mann bei Borny, sondern 5000; bei Weissenburg aber nicht 700, sondern fast das Doppelte. Der biedere Pionier Scheibert, einer der oberflächlichsten und in Polemik wahllosesten Militärschriftsteller, war nie Major im Generalstab, sondern Redacteur im Generalstab der Kreuzzeitung, u. s. w. Auch passiert es Bloch, dass er eine frei erfundene Scene in Bleibtrens Napoléon bei Leipzig für eine historische Anekdote hält. Er hat uns übrigens die Ehre angethan, am Schluss des II. Bandes sich eingehend mit unserer Schrift über 1812 zu beschäftigen, wo er das Problem eines deutsch-russischen Feldzugs behandelt, das ihm und seinem Gönner natürlich besonders am Herzen liegt. Allerdings missverstand er uns wohl ein wenig,

obschon er zur Verdeutlichung unseres „ratselhaften Planes“ sogar eine besondere Karte anfertigen liess, denn er lässt unumgänglich zum Verständnis nötige Ausführungen weg! Jedenfalls bieten die 150 Druckseiten Grossoctav — der II. Band allein zählt 750 solcher Seiten, wonach man sich von der Anlage des Gesamtwerkes einen Begriff mache! — über die strategischen Operationen eines Zukunftskrieges, die wohl von russischen Generalstab mitbearbeitet wurden, ein vollständiges Bild aller Möglichkeiten. Ebenso musterhaft, wie diese Darlegung, sind jedoch noch manche anderen, z. B. über die finanziellen Folgen eines solchen Zusammenstosses, welche Band IV und V füllen. Im III. Band, der ausschliesslich dem Seewesen gewidmet, konnte vielleicht der historische Ueberblick reichhaltiger sein, was wir auch schon an einem Specialwerk über Englands Heer und Flotte (Verlag Schall) im vorigen Jahre rügen mussten. Das Technische ist hingegen mit erschöpfender Gründlichkeit veranschaulicht, wie denn das ganze Werk mit trefflichen Karten und Illustrationen geschmückt erscheint. Sogar der Festungsriegel ist sorgfältig untersucht, wertvoll ergänzt in Band VI, und Band I giebt sozusagen ein Compendium der Taktik. Hier fehlt aber bezeichnenderweise jede Abhandlung über Cromwells Heer, und Bloch, dem es an neuen Gesichtspunkten nicht fehlt, vermied doch, das letzte Wort zu sprechen und den richtigen Schluss zu ziehen. Nicht Schiedsgerichte bilden die Lösung des bewaffneten Friedens, sondern Einführung des Milizsystems. Das soeben erschienene Werk des französischen Artilliers Moch: *L'armée d'une démocratie*, hat dies auch richtig erkannt und dabei unsere eigenen Ausführungen, insbesondere über die Aufgebote von Paris und Gambetta zu Grunde gelegt.

Carl Bleibtrens.

Franz Giesebrecht: Die deutsche Coloniale Hansa in Südbrasilien. Berlin 1899; Verlag von Hermann Paetel.

Es ist klar, wie die Sonne eine aufsteigende Nation mit fortschreitender Cultur und gesunder Bevölkerungszunahme muss unter irgend einer Form Colonialpolitik treiben. Thäte sie das nicht, dann wäre sie von Jahr zu Jahr weniger im stande, ihre volkswirtschaftliche Aufgabe zu erfüllen. Denn diese Aufgabe besteht darin, der stets wachsenden Zahl der Volksgenossen ein ihren jeweiligen Bedürfnissen entsprechendes Niveau des Consums zu sichern. Es wächst also sowohl das auf jeden Einzelnen entfallende Quantum von Genussgütern und Diensten, als auch die Zahl der in solcher Weise zu

versorgenden Einzelnen. Falls also nicht die Productivität der Arbeit in ganz phänomenaler, exceptioneller Weise allgemein rapid steigt, so wird bei gleichbleibendem Nahrungsspielraum entweder ein stets wachsender Bruchteil der Bevölkerung überschüssig werden oder der factische Consum der Massen immer mehr hinter den fortschreitenden Bedürfnissen zurückbleiben. Folglich thut es not, dass der Nahrungsspielraum wachse. Bisher brachliegender Boden muss also urbar gemacht und zunächst landwirtschaftlich, weiterhin auch industriell ausgenützt werden. Günstigenfalls kann man im Inland jungfräuliche Wälder roden, wie dies in Deutschland im X. und XI. Jahrhundert geschah, und wie dies im Westen von Nordamerika, in Canada, in Brasilien noch heute geschieht. Sind die Wälder bis auf das notwendige Minimum gerodet, so kann man sich zunächst im Inland nach relativ brachliegendem Boden umsehen, d. h. nach solchem, der einer minderwertigen, ertragsarmen Anbauweise unterworfen ist, z. B. dem herrschaftlichen Gutsbetrieb. Dies wäre nun eigentlich für Deutschland der allerwichtigste Fall. Deutschlands natürlichstes Colonisationsgebiet ist Ostelbien. Würden die ostelbischen Fideicommiss und Rittergüter zu anständigen, d. h. nicht mehr als den wirklichen bisherigen Ertragswert vergütenden Preisen vom Staate abgelöst und an neuzubildende bäuerliche Genossenschaften verpachtet, so fände der Colonisationsdrang des arbeitenden Volkes in Deutschland auf Jahrzehnte hinaus volle Befriedigung. Aber soweit sind wir leider noch lange nicht. Noch sind die Junker die Herren Deutschlands. Die unausbleibliche Folge davon ist das stete Abströmen der Bevölkerung von den Gutsbezirken. Langsam, schwer mit ihren eigenen conservativen Neigungen ringend, aber darum nicht minder unaufhaltsam, vollziehen die Landarbeiter ein vor einem halben Jahrhundert gefälltes Todesurteil: die factische Aufhebung der Hörigkeit, nachdem die formelle Aufhebung längst verfassungsmässig festgelegt wurde. Jahrzehntelang wandten sich diese Auswanderer überwiegend nach Nordamerika; heute bietet die aufstrebende deutsche Industrie vielen von ihnen ein näheres Ziel. Vielen, aber nicht allen; tausende und abertausende gehen nach wie vor übers Meer. Folglich ist es notwendig, dass die Erschliessung neuer Besiedlungsböden für deutsche Bauern stetig fortgesetzt werde.

Also — vivat die glorreiche Colonialpolitik des Deutschen Reiches, vivat Herr Tirpitz, vivat der Flottenverdoppelungsplan?

Gemach. Sehen wir uns jene Stücke des heissen Afrika erst näher an, welche die preussisch-deutsche Junkerregierung für ihre Unterthanen „erobert“ hat. Sind es denn wirklich Besiedlungsböden für deutsche Landarbeiter? Kann sich hier wirklich jeder ostelbische Instmann, der es bei seinem prügelsüchtigen Junker nicht mehr aushält, einen eigenen Hof roden und so zum kaufkräftigen Consumenten deutscher Industrieproducte werden, anstatt zum lohndrückenden Rivalen des städtischen Arbeiters?

Man hört merkwürdig wenig davon. Die Zahl der deutschen Bauern in Togo, Kamerun und Deutsch-Ostafrika ist Null, und in der dünnen so zu verbrannten Lüderitz-Wüste, genannt Deutsch-Südwestafrika, giebt es kaum eine handvoll „Kleinbauern“ zu je zehntausend Hektaren. Wohin aber gehen die tausende deutscher Auswanderer? Nach den westlichen Staaten von Nordamerika, nach den canadischen Territorien, nach den Südstaaten Brasiliens, nach lauter Ländern also, über denen die deutsche Flagge nicht weht, und die nicht von deutschen Garnisonen und Kriegsschiffen „geschützt“ werden. Was bedeutet das? Sollte es am Ende ein wesentliches Merkmal der colonialen Eroberungspolitik der preussisch-deutschen Junkerregierung sein, dass sie der deutschen Auswanderung nichts und folgerichtig auch der deutschen Industrie blutwenig zu bieten hat? Und sollte es vielleicht in der Natur der deutschen Auswanderung liegen, dass sie sich ihre Besiedlungsböden, diese künftigen neuen Absatzmärkte für die deutsche Industrie, gerade dort schafft, wohin sie die Segnungen des preussischen Junkerregimes nicht verfolgen?

Das Giesebrechtsche Büchlein, das mir als Anlass zur Veröffentlichung vorstehender Betrachtungen dient, bietet wertvolles Material zur Bekräftigung der beiden zuletzt formulierten Annahmen. Der Name des Autors ist seit Jahren mit der deutschen Colonialpolitik eng verknüpft. Er war es, der seinerzeit in der Neuen Deutschen Rundschau jene denkwürdigen Enthüllungen über die Misswirtschaft in Kamerun mitteilte. Dies that er nicht etwa als grundsätzlicher Feind, sondern als aufrichtiger, denkender Freund der deutschen Colonialpolitik, in dem Bestreben, sie in gesündere Bahnen zu lenken. Aber sein redlich kritischer Sinn rührte ihn weiter und weiter; bei aller Reichstreu und Bismarckverehrung musste er sich eines Tages eingestehen, „dass Togo, Kamerun, Deutsch-Ostafrika und die deutschen Südseebesitzungen als Handels- und Plantagen-colonien für die deutsche Auswande-

zung überhaupt nicht in Betracht kommen“, und dass „die traurige Geschichte der übereilten Siedlungsversuche in Deutsch-Südwestafrika“ als „warnendes Exempel“ gelten müsse. Die Consequenz, dass die Errungenschaften der officiellen Colonialpolitik für das deutsche Volk wertlos sind, zieht Herr Giesebrecht allerdings nicht. Bewahre. Er giebt nur zu, dass „für das deutsche Reich heute die Notwendigkeit besteht, neben seiner Uebersee- und Colonialpolitik auch Auswanderungspolitik zu treiben“. Wohin aber mit den deutschen Auswanderern, welchen die „deutschen Colonieen“ keine Stätte bieten? Nach Nordamerika? Die Yankees haben auf die Hinaufschraubung der deutschen Getreidezölle mit der Sperrung ihrer Grenzen für deutsche Industrieproducte geantwortet — Teufelei das; wenn jetzt deutsche Landarbeiter und Bauernsöhne in nordamerikanischen Hinterwäldern siedeln, hat die deutsche Exportindustrie nichts mehr davon! Argentinien? Hat ein relativ kühles, für den Getreidebau geeignetes Klima — das könnte die notleidenden Agrarier in neue Schwierigkeiten stürzen! Bleibt also Südbrasilien; dort ist es gerade kühl genug, dass deutsche Bauern dort siedeln und arbeiten können, und gerade warm genug, dass sie nicht mehr Getreide bauen, sondern Mais, schwarze Bohnen, Mandioka und derglei specifisch südamerikanische Nährpflanzen, deren Absatzgebiet nicht Deutschland bildet, sondern die heisse Zone Brasiliens.

Aus solchen Gründen hat Giesebrecht der deutschen Colonisation in Südbrasilien seine besondere Aufmerksamkeit zugewendet und verschiedene Studienreisen dorthin gemacht. Die vorliegende Schrift bietet einige Stichproben aus seinen Ergebnissen. Sie schildert die von deutschen Gesellschaften colonisierten Gebiete im Staat Santa Catarina: Dona Francisca, Blumenau und die in Entstehung begriffene weit ausgedehnte Colonie Hansa.

1849, so erzählt der Autor, gründeten Hamburger Grosskaufleute einen Colonisationsverein, „im Interesse des Hamburger Handels“. Sie gründeten Dona Francisca; heute bestehen dasselbst „zwei blühende, von fast 25 000 Deutschen bewohnte Municipien und ein wohlhabendes Städtchen von annähernd 3000 Einwohnern“. Die Colonisten sind meist Deutsche, daneben auch Polen, Ruthenen und Czechen. Sie kommen gut fort, „in einem Zeitraum von 15 Jahren ist aus dem armen Einwanderer ein wohlhabender Bauer geworden“, der ein Grundstück von hundert Morgen sein eigen nennt. „Alle Colonisten arbeiten auf ihrem Lande selbst“;

für die erwachsenen Söhne werden neuuzerodende Grundstücke angekauft.

Was der Colonisationsverein von 1849 im Kleinen begann, das setzt die seit 1897 bestehende Hanseatische Colonisationsgesellschaft im Grossen fort. Diese Gesellschaft hat, trotz anfänglichen allerhöchsten Wohlwollens, um die seitens der deutschen Reichsregierung zu gewährende Concession als Auswanderungsgesellschaft schwer zu kämpfen gehabt. „Es waren nämlich an hohen amtlichen Stellen in Deutschland Bedenken gegen die planmässige Besiedlung Südbrasilien mit deutschen Bauern aufgetaucht. Man fürchtete, dass daraus eine Schädigung für die deutsche Landwirtschaft erwachsen könne. Die Einwände, die gegen die deutsche Colonisation in Südbrasilien von agrarischer Seite her erhoben wurden, waren doppelter Art. In erster Linie wurde die Befürchtung laut, dass die landwirtschaftlichen Arbeiter, an denen in Deutschland sowieso schon ein grosser Mangel herrschte, infolge der von der Hanseatischen Colonisationsgesellschaft gemachten Propaganda durch die günstigen Chancen, die sich ihnen in Südbrasilien boten, verlockt werden könnten, in grösseren Scharen die heimatliche Scholle zu verlassen und dadurch der deutschen Landwirtschaft (soll heissen: dem ostelbischen Jankerthum. Der Ref.) einen vernichtenden Schlag zu versetzen. Zu zweit hiess es, aus Südbrasilien, wenn es ganz mit deutschen Bauern besiedelt würde, vermöchte sich ein gefährlicher Concurrent für die deutsche Landwirtschaft zu entwickeln. In klarem Deutsch: das Kesseltreiben auf die flüchtigen Hörigen sollte auch auf Brasilien ausgedehnt werden! Das ist ein sehr, sehr instructiver Beleg für die „Colonialfreundlichkeit“ unserer flottenbegeisterten Junker und Landräte. Merken wir uns das!

Die Hanseatische Gesellschaft fing also fürs erste ohne Miquels Erlaubnis an. Sie kaufte vom Staate Santa Catarina einen Landcomplex von 600 000 Hektaren, baute Wege, vermass Bauernstellen und setzte Einwanderer darauf. Hinterher, im November 1898, wurde das Werk doch noch von Berlin als sanktioniert und wird nun rüstig fortgesetzt. Die Auswanderer werden unentgeltlich von Hamburg nach dem Hafenort San Francisco de Sul befördert. Landstellen zu e hundert Morgen bester Bodenqualität können bei fünfjährigem Credit um 600 Mark erworben werden, geringeres Land entsprechend billiger. Demnächst wird eine Eisenbahn gebaut.

Da ist ferner Blumenau, ein Bezirk von 60 000 Hektaren, dessen Besiedlung 1850 von Dr. Hermann Blumenau aus Braunschweig begonnen wurde. Heute hat diese Colonie 45 000 Einwohner, von denen etwa zwei-drittel von deutscher Herkunft sind. Die Rasse gedeiht prächtig; Landwirtschaft, Handel und Industrie blühen. Giesebrecht zählt hunderte gewerblicher Firmen auf, darunter eine Tricotfabrik mit elf aus Stuttgart bezogenen Webstühlen. Der Wochenlohn eines Webers kommt dem Preise von zwei Morgen besten Landes gleich. Sonst giebt der Autor über die Lage der Lohnarbeiter in Santa Catarina wenig Genaueres an; dass aber bis jetzt noch keine industrielle Reservearmee auf die Löhne drückt, dafür spricht das bewegliche Klagegedicht eines Holzschneidemühlen-Besitzers: er hätte für vierzig Arbeiter Platz, und doch könne er deren nicht mehr kriegen, als zehn!

Also gesundes Klima, leichter und lohnender Landerwerb, sichere Beschäftigung für jede sich anbietende Arbeitskraft, Absatz für deutsche Industrieproducte — was will man fürs erste mehr? Dazu deutsche Schulen, deutsche Zeitungen, ein in Deutschland promovierter Arzt — also auch um die geistige Cultur steht es passabel.

Wo aber war bei der Schaffung all dieser schönen Dinge die deutsche Regierung und die deutsche Kriegsflotte?

Sie waren nicht da. Je einem deutschen Geschäftsmann in Blumenau und in Joinville (dem Hauptort von Dona Francisca) wurde der Titel eines deutschen Consuls verliehen; ein paar deutsche Schulen beziehen kniekerige Subventionen von jährlich tausend resp. fünf-hundert Mark — das ist aber auch alles. Das übrige wurde ganz friedlich und cultur-menschlich zwischen den Colonisten und der Regierung von Santa Catarina abgemacht, ohne jedes Säbelgerassel. Und das war gut so. Denn gesetzt den Fall, Santa Catarina würde von der jetzigen deutschen Regierung annectiert, ein Schwarm von preussischen Junkersöhnen in Civil und Uniform liesse sich auf das blühende Land nieder — was wäre die Folge? Die Herren würden ihre ganze culturfeindliche, halbfeudale Regiererei nach Brasilien verpflanzen, sie würden die Gutsbezirke, die Gesindeordnung und die Prügelstrafe einschleppen — und aus einem Gebiet, wohin die Landarbeiter pilgern, um frei und wohlhabend zu werden, würde auch Santa Catarina zu einem Gebiet, von wo die Landarbeiter fliehen — beiläufig wie Pommern und Westpreussen.

Facit: die deutsche Colonisation gedeiht gerade dort, und nur dort, wo das officielle

preussisch-deutsche Regime nicht hinkommt „mit seiner Qual“; wo es herrscht, dort gedeiht keine ernsthafte Colonisation, dort gedeiht nur der Colonialschwindel und — der Tropenkoller.

Wenn dem aber so ist: welche Existenzberechtigung hat dann noch der ganze blutige Apparat? Wozu dann die kostspielige Creierung immer neuer Abiastellen für entgeleiste Referendare und mit schlechtem Abschied entlassene Lieutenants aus edelstem Blut, die man doch in New-York so bereitwillig als Kellner engagiert? Wozu dann die sportsmässig raffinierten Hängemethoden von Deutsch-Ostafrika? Wozu das Prügeln und Notzüchtigen der Pfandweiber von Kamerun? Wozu das Loslassen des prinzlichen Kannibalen Arenberg auf die verhältnismässig so viel civilisierteren und n.ämaneren Hottentotten? Und wozu der Flottenrummel, der die liebliche Aussicht auf Massenzüchtung solcher atavistischen Bestienmenschen eröffnet?

Ich wüsste nur einen Zweck dafür: erkann dazu dienen, das deutsche Volk von seinen wahren Colonialinteressen abzulenken und jede ernsthafte Colonisationsarbeit zu hemmen — denn diese könnte dem alterssiechen Junkertum ebenso gefährlich werden, wie der Mittel-landcanal. Den ostelbischen Grundherren wird eben alles gefährlich, was das Recht ihrer Arbeiter auf Freizügigkeit verwirklicht.

Fort also mit dem ganzen officiellen Colonialrummel! Fort auch mit jenen grandiosen Flottenplänen, welche Deutschland zum wirtschaftlichen sterilen Staat zu degradieren, es auf den Weg Spaniens zu drängen drohen, den Weg zu Verfall und Verderben! Bachab damit, radical bachab, damit Platz werde für eine wirksame Vertretung der wahren Volksinteressen, im Inland, wie im Ausland!

Ladislav Gumpowicz.

Dr. Joh. Krystufek: Dejiny nové doby. III. Teil. Herausgegeben im Verein mit der czechischen Akademie. Prag 1899; Bursik & Kohout.

Der dritte Band dieses umfangreichen Werkes über die Geschichte der Neuzeit behandelt die Periode vom Tode Alexanders I. bis zu den Jahren 1848—49. Die Objectivität des Verfassers zeigt sich gerade in diesem Abschnitte, der die Ereignisse vor der Revolution, die gewaltigen socialen und politischen Umwälzungen schildert und ein Bild der culturellen Entwicklung zu geben versucht. Wenn das Werk natürlich auch nicht den Anforderungen entspricht, die ein Socialist an das Geschichtswerk der Zukunft stellt, so ist es von den Erzeugnissen der bürgerlichen Geschichtsschreibung doch eins der einwandfreiesten.

Heinrich Mährer.